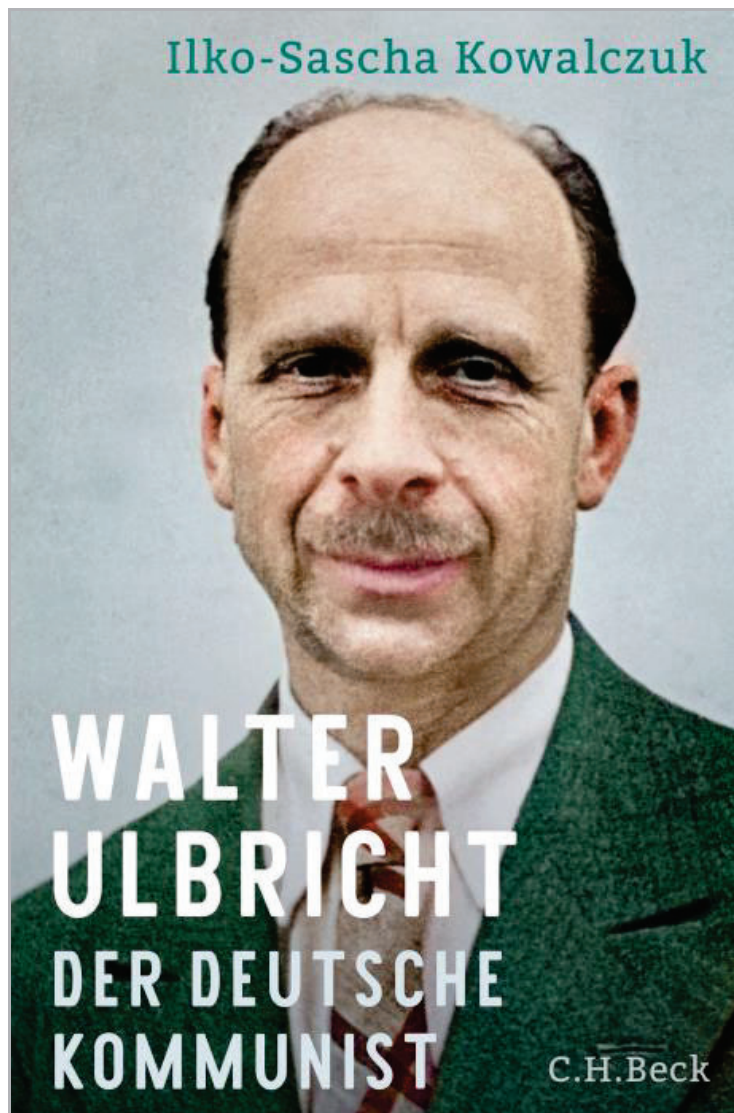


Unverkäufliche Leseprobe



Ilko-Sascha Kowalczyk
Walter Ulbricht
Der deutsche Kommunist

2023. 992 S., mit ca. 50 Abbildungen
ISBN 978-3-406-80660-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/35514121>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Ilko-Sascha Kowalczuk

Walter Ulbricht

Ilko-Sascha Kowalczuk

Walter Ulbricht

Der deutsche Kommunist

(1893–1945)

C.H.Beck

Die Erarbeitung dieser Biographie erfolgte ebenso wie die Drucklegung mit großzügiger Unterstützung der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur.

www.chbeck.de

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Walter Ulbricht, 1942 (nachträglich koloriert),

Bundesarchiv, Bildarchiv, Bild Y 10-2581-01

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 80660 5



klimateutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Dieses Werk widme ich in tiefer Liebe meinem Lebensfreund,
meinem Herzensbruder Uwe Lehmann (1966–2023),
der sich so auf die Lektüre dieser Biographie gefreut hatte,
obwohl er sie wahrscheinlich nie gelesen hätte.

Fünzig Jahre gingen wir zusammen durchs Leben,
nicht immer Seit' an Seit', aber immer Schulter an Schulter.

Die Leere in meinem Leben ist immens und unausfüllbar.

Das werde ich Dir nie verzeihen.

Vergessen werde ich Dich sowieso nie.

Inhaltsverzeichnis

Vom Schreiben einer Biographie. Einleitung	13
1. Kindheit und Jugend (1893–1914)	31
Leipzigs Aufstieg zur sächsischen Metropole 32 – Ulbrichts Herkunft 33 – Leipzig: Gottschedstraße 38 – Eine ganz normale Schulzeit 42 – Alltägliches Familienleben 48 – Von Marx zum Marxismus: Die Sozialdemokratie 51 – Zeitungsmeldungen an Ulbrichts Geburtstag 52 – Der Zukunftsstaat und Hegels Reisegepäck 54 – Dissident von Hause aus 56 – Erste politische Wahrnehmungen 59 – Tischlerlehre 60 – Abstinenz und Sport: Gesunde Lebensweise 62 – Politisches Erweckungserlebnis 65 – Streikerfahrung 68 – Auf der Walz 70 – Zurück in der Leipziger Arbeiterbewegung und der Arbeiterjugendbewegung 78 – Der Kampf um Herz und Geist: Arbeiterbildung und Bücher 87 – «Das Glück» 94	
2. Erster Weltkrieg und Revolution	99
Die Urkatastrophe 99 – Die Sozialdemokratie bei Kriegsbeginn 101 – Die Linke in Leipzig 106 – Einberufung in den Krieg 110 – Kriegsüberlebender 112 – Desillusionierung und die Wurzeln des Berufsrevolutionärs 115 – Balkan als Kulturerfahrung 120 – Die erste Publikation 122 – Russland 1917 124 – Kriegsende 126 – Revolution in Leipzig 128 – Soldatenrat 130 – Die deutsche Revolution als Initialzündung 135 – Revolutionsprägung und Kaderpartei 138	
3. Die neue Partei: KPD (1919–1920)	141
KPD-Gründungsparteitag 141 – Die Utopie organisieren 144 – KPD-Gründung in Leipzig 146 – USPD und KPD 149 – Ulbrichts Programm im März 1919 152 – Am Anfang stand Gewalt 152 – Nie vergeben? Luxemburg und Liebknecht 153 – Der erste Berlinbesuch 156 – Unruhen in Leipzig 157 – Erstmals im Untergrund 161 – Der 2. KPD-Parteitag und die Bolschewisierung 164 – Verhaftung 168 – Die erste Ehe 169 – Bildung, Propaganda und Sprache 170 – Gefahr von Rechts: Kapp-Lüttwitz-Putsch 172	

4.	Die Geburt des Parteifunktionärs (1920–1923)	177
	Der II. Weltkongress der Komintern 178 – Vereinigung von KPD und USPD 181 – Bezahlter Parteifunktionär 182 – Aufstandsversuch 183 – Revolution als Organisationsaufgabe 186 – KPD-Chef in Groß-Thüringen 188 – «Eiserne Disziplin» 192 – Organisationsaufbau 193 – Staatsfeind und Bürokratie 194 – Parteibürokratie: Oligarchie 196 – Parteiarbeiter 197 – Parteitag in Jena 198 – Politischer Mord: Matthias Erzberger 200 – Realpolitik vs. Umsturzplänen 202 – Alltag des Parteibürokraten 206 – Bezirksparteitag und Kampf gegen die Sozialdemokratie 209 – Der Eisenbahnerstreik 212 – «Geheimratsdiktatur»: Forderung nach Säuberungen 215 – Einheitsfrontpolitik in Thüringen 217 – Wohnungsnot und Lebensmittelteuerung 218 – Politischer Mord: Walther Rathenau 219 – Bildungsaufstieg 221 – Wahlkampf und Untergrund 222 – Vereinigung von USPD und MSPD 225 – Sehnsuchtsort Moskau und «Generalstab der Weltrevolution»: Weltkongress der Komintern 227 – Auswertung des Weltkongresses 239 – Turbulenter Reichsparteitag in Leipzig 242	
5.	Aufstandsversuch im Oktober (1923–1924)	249
	«Schlageter»-Kurs: Faschismus, Nationalsozialismus und KPD 250 – «Den ganzen Laden umkrepeln.» Chaos in der Zentrale 253 – «Das Haus der Partei brennt» 255 – Genosse Kartothek/Genosse Zelle 257 – Betriebszellen 259 – Feind, Todfeind, Parteifreund 261 – Revolutionsvorbereitung 264 – Der Oktoberputsch 269 – Nach der Niederlage 276 – In der Illegalität 279 – «Linke», «Rechte» und «Zentristen» («Versöhnler») 283 – Lenins Tod 286	
6.	Auf dem Parkett der Weltrevolution (1924–1926)	289
	Führungskrise 289 – Bolschewisierung 290 – Vertrauensmann von Ossip Pjatnizki 291 – Macht und Hass 293 – Reichsparteitag 1924 294 – Informant Pjatnizkis 295 – Reichstagswahlen 1924 297 – Illegale Arbeitsmethoden in der Legalität 298 – An den Rand gedrängt 299 – Mission in Wien 300 – Haft in Wien 304 – Zwischenstation Prag 307 – In der Zentrale im kommunistischen Weltzentrum 308 – «Hotel Lux» 309 – Moskau als Arbeits- und Lebensmittelpunkt 310 – Fiasko Reichspräsidentenwahlen 311 – Neue Machtkämpfe und Abspaltungen: Fischer tritt von der KPD-Bühne ab 314 – Machtzuwachs 318 – Rosa Michel: Eine neue Frau an seiner Seite 319	

7.	Als Moskauer in Berlin (1926–1928)	326
	Die KPD als Sekte 326 – Der Sachse 327 – Agitprop-Chef in der Zentrale 330 – Zetkins Abrechnung 331 – Der Sturz Sinowjews 332 – Aufstieg ins Zentrum der Partei: der XI. Reichsparteitag 333 – Das Sozialantlitz der KPD 335 – Muttermale der Geburt? 336 – Arbeiterkämpfe 337 – Hauptfeind Sozialdemokratie 340 – Reichstagsabgeordneter 342 – Ausschluss aus der Gewerkschaft 344 – Sozialfaschismusthese: Weltkongress in Moskau 346 – Aufstieg in den Wächterrat der Weltrevolution 348 – Erholung in der Sowjetunion 349 – Die Thälmann-Affäre 350	
8.	Im Zentrum der Weltrevolution (1928–1929)	356
	Walter Benjamins Moskau 356 – Abrechnung 357 – Stalinisierung? 361 – «Der Arbeiter» und «Kritik und Selbstkritik» 363 – Gewerkschaftsopposition 364 – Funktionär für alles 365 – Clara Zetkin 366 – Im Reich 367 – «Blutmai» und «Roter Wedding»: Der Untergang beginnt 368 – XII. Reichsparteitag im Wedding 372 – Abkommandierung nach Berlin 375	
9.	Der Aufstieg in die erste Reihe (1929–1932)	378
	Die Krise 379 – «Faschistische Republik» 381 – Diktatur des Proletariats 383 – Das irdische Paradies und «Stalinist» Ulbricht 387 – Chef des größten KPD-Bezirks 388 – Gegen die Gewerkschaften 391 – Präsidialkabinett Brüning 393 – Wahldebakel der Republikaner und Kulturkritik als Hefe 395 – September 1930: Ulbrichts Wahlanalyse 397 – Neue Anklage 398 – Privates Glück als Feldwebel? 401 – Metallarbeiterstreik 403 – «Volksrevolution» 405 – Nationalsozialisten und Kommunisten im Straßenkampf 407 – «Zwillingsbrüder»: In die Versammlungen des Gegners gehen 408 – Antikapitalismus und Antisemitismus 410 – Redeschlacht mit Goebbels: «Saalbau Friedrichshain» 411 – Schlagabtausch im Reichstag 417 – Volksentscheid zur Auflösung des Preußischen Landtags 419 – Mord am Bülowplatz 421 – Die Erwerbslosenfrage 424 – Münzenberg-Propaganda 425 – Reichspräsidentenwahlkampf 427 – Reichstagswahlen und Gewaltexzesse 431 – Der letzte Auftritt Clara Zetkins 434 – Machtkämpfe: Krisensitzungen in Moskau 436 – Der Verkehrsarbeiterstreik 441 – Die Machtübertragung an die Nationalsozialisten 447 – Schmähungen Ulbrichts 448 – Vorbereitung auf die Illegalität 452	

10.	Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur (1933)	456
	Familie und Illegalität 456 – Keine Niederlage 459 – Reichstagsbrand 460 – KPD-Tagung in Ziegenhals 463 – Probleme in der Illegalität 465 – Dimitroff-Prozess 467 – Thälmanns Verhaftung 468 – Nachfolgekämpfe 469 – Thälmanns Haft 470 – Chef der Thälmann-Kuriere 472 – Befreiungsversuche 473 – Prozessvorbereitungen 475 – Verräter und Spitzel 477 – In der Illegalität 480 – Kampflose Aufgabe 483 – Inlandsleitung 484 – Der Weg in die Emigration 487	
11.	«Volksfrontpolitik» in der Emigration (1933–1937) . . .	494
	Emigrationsprobleme 494 – Die KPD-Führung im Exil. Oder: Wer verkörpert die Partei? 497 – Plebiszit für die NS-Diktatur 499 – Orientierungslos in Moskau und Paris 501 – Vertrauensratswahlen 1934 505 – Machtkämpfe im Polbüro 506 – «Röhm-Putsch» 508 – Saarfrage 510 – Zurück in Moskau 513 – Zurück in Paris 514 – «Revolutionäre Sozialisten» 515 – Macht- und Hasskämpfe im Polbüro 517 – Stalin soll eingreifen 528 – Abstecher Saarbrücken 530 – Kirow-Mord und KPD: Entscheidungen in Moskau 531 – Saarabstimmung 537 – Rosa Michel 539 – Lotte Kühn 540 – Private Briefe 545 – Zwei Gesichter: Das Verschwinden hinter einer Fassade 551 – Zurück im Westen 553 – Vertrauensrätewahlen 1935 und die Illusion freier Gewerkschaften 556 – Neue und alte Konflikte 558 – Unzufrieden und erfolglos 559 – Erste Ansätze zur deutschen Volksfrontidee 560 – Polbüro-Sitzungen in Moskau 561 – Der letzte Weltkongress 563 – Die Parteikonferenz 567 – Hauptziel Volksfront 570 – Jahresausklang im Riesengebirge 574 – «Hotel Lutetia»: Das Jahr der Volksfront 576 – Ulbrichts Machtzuwachs 578 – Ulbricht stellt sich hinter Münzenberg 580 – Die KPD nach den Wahlen in Frankreich 581 – Die doppelte KPD 583 – Der Sinn des Terrors I 585 – Versöhnungsangebote an alle 588 – Bürgerkrieg in Spanien 591 – Auflösung des Polbüros 596 – Kein Familienleben 599 – Höfische Kämpfe mit Münzenberg I 600 – Fellow Traveller: Heinrich Mann 605 – Höfische Kämpfe mit Münzenberg II 607 – Tarnschriften 611 – Höfische Kämpfe mit Münzenberg III 612 – Das Scheitern der Volksfront und von Heinrich Mann 615 – Höfische Kämpfe mit Münzenberg IV 618	

12. Aufstieg zum deutschen Führer der KPD (1938–1944) . . . 622

Fünf Jahre NS-Diktatur 622 – Ulbrichts Lageeinschätzung 623 – Untersuchung gegen Ulbricht 624 – Letzter Akt im Hofkampf mit Münzenberg 625 – Ulbricht vor der Internationalen Kontrollkommission 627 – Abschied von Paris ohne Abschiednahme 628 – Heimat Moskau 630 – Wieder im «Hotel Lux» 633 – Der Sinn des Terrors II 635 – Fellow Traveller: Sydney und Beatrice Webb 639 – Der Reisende: André Gide 639 – Fellow Traveller: Lion Feuchtwanger 640 – Apologie der kommunistischen Verbrechen als ein globaler Zeitgeist 642 – Johannes R. Becher 642 – Julius Hay 645 – «A» sagen und die Späne beim Hobeln 646 – Verfolgung der KPD-Emigranten 647 – Die Rolle Ulbrichts im Terror 649 – Hugo Eberlein 651 – Interventionsversuche 653 – KPD-Vertreter beim EKKI 654 – Herbert Wehner 656 – Bedeutungsverlust 658 – Radio Moskau 660 – Die deutsche demokratische Republik 661 – Appeasement-Politik als Dolchstoß 662 – Reichspogromnacht 664 – Einheitspartei 667 – Berner Parteikonferenz 668 – Realisierung der deutschen demokratischen Republik 671 – Parteitag der Überlebenden 672 – Kurzer Lehrgang 674 – Lotte Kühn vor der Internationalen Kontrollkommission 675 – Ermittlungen gegen Ulbricht 681 – Der Hitler-Stalin-Pakt 684 – Linke Reaktionen auf den Pakt 689 – Die Kommunisten und der Pakt 690 – Unfreiwillig gegen den Pakt 691 – Das Ende der KPD-Auslandsleitung in Paris 692 – Auslieferungen an den Paktpartner 693 – Hauptfeinde England und Frankreich 694 – Neue Grundlage für die Einheitspartei 696 – Eine Gesamtpartei für das Großdeutsche Reich 698 – Politische Plattform Ende 1939 699 – Zentrum für Sabotage 700 – Die Hilferding-Kontroverse 702 – 1940: Viel Zeit für Privates 706 – KPD-Geschichte 708 – 20. April 1941–22. Juni 1941 712 – Radiopropaganda 715 – Arbeit in Kriegsgefangenenlagern 717 – Evakuierungen und Deportationen 720 – Kader für die deutsche demokratische Republik 723 – Mythisches Weihnachten 1941 725 – Hoffnungen 728 – Rückkehr nach Moskau 729 – Kaderarbeit 730 – Hoffnungen auf den Aufstand 732 – Umerziehung 733 – Stalingrad 734 – Wirkungen der Frontarbeit 739 – Einflussreichster deutscher Kommunist 740 – Die Auflösung der Komintern 742 – Antifaschistische Komitees Freies Deutschland 744 – Das Nationalkomitee Freies Deutschland 744 – Antifa-Schulen 747 – In der Erinnerung Umerzogener 748 – 20. Juli 1944 751 – Tragödien 752

13. Ausblick: Planungen zur Machtübernahme (1944/45) . . .	756
Nachkriegspläne der Großen Drei 756 – Die Volksfront als Block 758 – Arbeitskommission 761 – Ulbrichts Grundsatzausagen 762 – Die letzten Konkurrenten 763 – Kaderprobleme 765 – Das Aktionsprogramm vom Oktober 1944 765 – Legende vom deutschen Sozialismus 768 – Wer die Macht hat 769 – Teilung Deutschlands 771 – Die drei KPD-Initiativgruppen 772 – Die Ulbricht-Gruppe in Deutschland 773	
Anmerkungen	779
Abkürzungsverzeichnis	975
Personen- und Ortsregister	983

Das komplette Literaturverzeichnis wird ab Frühjahr 2024 auf der Homepage des Verlages abrufbar sein.

Vom Schreiben einer Biographie.

Einleitung

«Eine Biographie ist eine Sammlung von Zufällen, das Kontinuierliche besteht in der Sensibilität für Zufälle.»¹

1.

Walter Ulbricht war mir immer fremd. Er ist mir auch beim Schreiben dieser Biographie nicht zu nahe geworden. Das ist keine nebensächliche Bemerkung. Kann ich denn über eine Persönlichkeit eine Biographie schreiben, die mir selbst in ihren menschlichsten Regungen fremd bleibt? Das ist eine methodische Frage, die in der Geschichtswissenschaft von Gewicht ist. Es geht um Nähe und Distanz. Bei Ulbricht brauchte ich nie Sorge zu haben, dass mir Distanz fehle. Aber wie steht es um Nähe? Würde es ganz ohne Empathie, ohne Sympathie gehen, jahrelang an einer Biographie zu arbeiten, mit deren Hauptprotagonisten ich mich nicht unbedingt in meiner Freizeit zum Abendessen verabreden wollen würde?

Ulbricht ist tot, schon 50 Jahre, da stellt sich die Frage nicht. Aber heimlich eben doch. Ich muss gestehen, ich musste an mir arbeiten – es gab mehr an Ulbricht, an dem Mann vor 1945, vor 1933, vor 1918, das mich faszinierte, interessierte, aufhorchen und staunen ließ, das mich beeindruckte, mehr, als ich vermutet hätte. Zuweilen musste ich mich zwicken am Schreibtisch und mir in der fröhlichen Einsamkeit zurufen: Ey, das ist Ulbricht, bleib cool, der darf dir nicht sympathisch sein, du darfst dich mit ihm nicht gemein machen. Ich musste mir vergegenwärtigen: Eine Biographie, egal von wem, ist keine lineare Entwicklungsgeschichte, bei der sich eines aus dem anderen wie von selbst, logisch, wie einem Gesetz folgend ergibt. Allen, die glauben, dass es so ist, möchte ich zurufen: Schau auf deine eigene Biographie. Und zwar nicht auf die, mit der du dich irgendwo bewirbst und alle so lange zu täuschen versuchst, bis du selbst an deinen stringenten Weg glaubst – nein, schau auf deinen echten Lebensweg. Niemand wird da jene Linearität entdecken (höchstens konstruieren), die zuweilen bekannten Menschen der Geschichte untergeschoben wird.

Ich entdeckte einen Ulbricht, den ich bislang nicht kannte – immer wieder und nicht nur in seinem Leben vor 1945, auch in den folgenden Jahrzehnten, als er mächtig wie nur ein anderer in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts war. Das stellte mich vor ein Problem, mit dem ich am allerwenigsten gerechnet hatte: Ulbricht war mir eben nicht grundsätzlich und immer unsympathisch. Ich merkte auf einmal, wie ich anfing, ihn innerlich in Schutz zu nehmen, wie ich so manches Urteil, so manche Beschreibung als unfair empfand. Er wurde unter der Hand zu «meinem Ulbricht». Eine nicht ganz untypische Berufsdelle. Das ging für mich persönlich ganz und gar nicht. Ulbricht war der Mauerbauer, derjenige, der Todesstrafen anordnete, der seine Ziele mit fast allen Mitteln zu erreichen gedachte – was soll da meine Sympathie, weil er einen freundlichen Brief schrieb, nett zur Tochter war, seine Frau liebte, mit den verflossenen Frauen höchst respektabel umging, sich aus einem prekären sozialen Milieu herausarbeitete, sich als Autodidakt eine beachtliche Bildung aneignete, klug und schlau, gewitzt und auch witzig war, gern auf einem Berg saß und in die Weite schaute?

Solche Zwickmühlen sind für Biographen nicht ungewöhnlich. Sucht man sich keinen Bösewicht der Geschichte aus, sondern eine Lichtgestalt, steht man übrigens vor der gleichen Herausforderung. Denn auch sie ist nicht immer eine lichte Gestalt, wie der Bösewicht nicht als solcher zur Welt kam. Das wirft die älteste aller Fragen, wenn es um Biographien geht, auf: Was genau bezweckt die Biographie eigentlich?

II.

Ich hatte mir dieses Buch ganz und gar anders vorgestellt. Vor allem knapper und pointierter.² Aber auch prosaischer. Das alles überlasse ich anderen. Es ist eine ganz und gar konventionelle Biographie geworden, die von den Leser*innen keine aktuellen Theoriekenntnisse abverlangt. Beim Schreiben zielte ich auf kein besonderes Publikum. Mir war allein wichtig, mich beim Schreiben und Lesen nicht zu langweilen. Nun ist Langeweile etwas sehr Subjektives. Vieles, was andere langweilt, finde ich höchst aufregend. Und umgekehrt. Ich jedenfalls habe mich beim Lesen meines Manuskriptes nicht gelangweilt. Einen kritischeren Leser hätte ich nicht finden können. Es ist mein Text, der mir nun nicht mehr gehört.

Was ich zu Beginn der Arbeit an diesem Buch nicht ahnte, aber dann mit großer Begeisterung betrieb: Um über Walter Ulbricht, einen der einflussreichsten deutschen Politiker des 20. Jahrhunderts, in einer Reihe stehend mit Konrad Adenauer, Willy Brandt, Friedrich Ebert, Helmut Kohl oder Adolf

Hitler, zu schreiben, bedurfte es einer Grundlagenforschung größeren Ausmaßes. Die Biographie ist ein Geschichtsbuch, in dem sich Zeiten, Strukturen, Ereignisse und Person miteinander vermischen. Ulbricht ist ein Kind seiner Zeit, der seiner Umgebung und bald sogar seiner Zeit seinen Stempel aufdrückte. Und doch bedurfte es immer Stempelfarbe, um das sichtbar werden zu lassen. Die meisten von uns verfügen nicht über die Möglichkeit, den eigenen Stempel mit Farbe so zu benetzen, dass Abdrücke für andere deutlich werden. Ulbricht gehörte zu dieser Minderheit, deren Spuren irgendwann nicht mehr zu verwischen waren.

Hier aber lauert eine nächste Falle: Es gibt nicht diese Stringenz, die wir anderen und womöglich unserer eigenen Biographie gern andichten. Es bleibt nur die Möglichkeit, eine Biographie mit ihren Brüchen zu erzählen.³ Hier kommt Biographen eine fast unlösbare Aufgabe zu: Wie soll ein Leben erzählt werden, dessen größte Kohärenz und Stringenz womöglich der Eigenname als andauernde Kontinuität ausdrückt?⁴ Biographien sind durch Zufälle gekennzeichnet, die wir in der Regel nicht einmal kennen. Wie aber lässt sich etwas beschreiben, was gar nicht bekannt ist? Biograph*innen müssen sich an dieser Stelle entscheiden: wissenschaftliche Geschichtsschreibung oder prosaisches Kunstwerk?

Ich habe mein ganzes Leben lang immer und immer wieder Biographien und Autobiographien gelesen, seit meiner ausgehenden Kindheit. Kaum andere Bücher haben mich so begeistert. Biographien etwa von Stefan Zweig, aber auch von Ralph Dutli über Mandelstam (2003), Stephen Greenblatt über Shakespeare (2004), Andreas Guski über Dostojewski (2018) oder Golo Mann über Wallenstein (1971) haben mich tief beeindruckt – ich könnte viele hinzufügen. Ich habe sie alle als «prosaische Kunstwerke» gelesen. Begeistert. Sie erreichten nicht nur meinen Kopf, sondern auch mein Herz. Das gelang den Autoren, weil sie viele Fragen hatten. Aber auch einige Antworten. Sie wussten zuweilen sogar, was ihr Held dachte, fühlte, wollte. Keine Ahnung, woher eigentlich.

Ich bin kein prosaisch veranlagter Künstler. Meine Richtschnur sind die mir bekannten Quellen. Auch wenn ich davon zuhauf fand, erst in diesen Papierbergen konnte ich erkennen, dass mir die wichtigsten fehlten, immer fehlen würden. Sie kannte nicht einmal mein Protagonist. Bei mir ist kaum etwas von Gefühlen des Helden zu lesen. Woher sollte ich diese kennen? Ich weiß nicht, was sich in seinem Kopf zutrug. Ich weiß nicht, was er dachte, fühlte, woran er wirklich glaubte, was er wirklich wollte. In seinen Kopf konnte ich begrenzt, in sein Herz bis auf ganz wenige Ausnahmen gar nicht hineinblicken. Ich behaupte also nicht, was ich nicht wissen kann. In dieser Biographie kommt nur vor, was ich glaube beweisen zu können.

III.

«Es ist natürlich ein Irrglaube, dass eine Dokumentation grundsätzlich wahrhaftiger, authentischer ist als eine Fiktion. Jede Ordnung, jede Weglassung, jeder Kommentar können eine Nachricht entstellen oder verdrehen, selbst wenn dem die besten Absichten zugrunde liegen. Auch der Verfasser einer Dokumentation hat seine Vorurteile, auch er hat Vorstellungen und Thesen im Kopf, die sich oft genug durch die Art des Zugriffs bestätigen.»⁵

IV.

Ist diese Biographie eine objektive Darstellung? Nein, nein und nochmals nein. Ich glaube nicht an die Objektivität geschichtswissenschaftlicher Rekonstruktionen und Erzählungen. Ich glaube überhaupt nicht an Objektivität. Keine Versuchsanordnung ist frei von Subjektivität, was auch immer Wissenschaftsgläubige erzählen mögen. Ulbricht war übrigens so ein Wissenschaftsgläubiger, immer dem 19. Jahrhundert verhaftet geblieben, in vielerlei Hinsicht. Eine Geschichtenerzählerin, eine Biographin, eine Historikerin wählt aus, ordnet, strukturiert. Sie stellt die Vergangenheit in ihrer eigenen Perspektive zur Geschichte zusammen. «Der Historiker gehört selbst zu der Geschichte, mit der er sich beschäftigt.»⁶ Das geschichtswissenschaftliche Bemühen sollte die Verifizierbarkeit der Quellen zur Grundlage haben.⁷ Jede Biographie hängt vom Biographen ab.⁸

Der Historiker Edward H. Carr definierte vor Jahrzehnten: «Das Studium der Geschichte ist ein Studium der Ursachen.»⁹ Die Aufklärung und der deutsche Idealismus verbreiteten die Idee, «Geschichte» als Selbstverwirklichungsprozess des Menschen, also als gesellschaftliche Entwicklung, sei gestaltbar. Geschichte ist an sich nur Rekonstruktion, das Verbindungsglied zwischen Vergangenheit und Zukunft. Nicht nur Historiker*innen versuchen, der Vergangenheit – «Die Weltgeschichte hat keinen Sinn»¹⁰ – einen Sinn zu geben. Viele begreifen sich als wissenschaftliche Aufklärer, die ihre Standortgebundenheit zu rationalisieren suchen. «Gegenwart» ist für Historiker ein Zustand, der durch die Vergangenheit definiert ist. «Gegenwart» hat «allenfalls die Breite eines Rasiermessers, dessen Klinge unaufhörlich Teilstücke der Zukunft abschneidet und der Vergangenheit zuweist».¹¹ Im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit stehen Quellen. Historiker glauben an die Vetomacht der Quellen, für viele ein Axiom, das andere Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften als etwas lächerlich, als längst überwundenen Historismus des 19. Jahrhunderts abtun. Dieses Spannungsfeld zwischen Theorie und Empirie ist weder theoretisch noch empirisch

aufzulösen. Historiker glauben an Fakten, wenn sie sie belegen können. Zugleich wissen sie, dass sie ihre Fakten als einen Sinnzusammenhang konstruieren, der ihnen selbst womöglich als objektiv, ihren Lesern und Kritikern aber durchaus als Fiktion erscheinen mag. Um so wenig fiktiv wie nötig zu erscheinen, bewegen sie sich in einer großen Quellenvielfalt und -breite – für Nichthistoriker*innen kommen daher die Fußnoten- bzw. Anmerkungsapparate oft einigermaßen überbordend daher.¹² Debatten in der Geschichtswissenschaft mögen theoretische und methodische Ursachen und Ziele haben, im Kern geht es jedoch fast immer um Quellen: um die «richtigen», um «fehlende», um «übersehene», zuweilen sogar um «falsche», v. a. jedoch um die Interpretation von Quellen. Diese folgt Theorien, Annahmen, einer unübersehbaren Standortgebundenheit, dem Gespräch zwischen Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart. Und da diese hauchdünn ist und sich unentwegt verändert, sind Historiker aus professionellen Gründen zu Langsamkeit, Bedächtigkeit, Behäbigkeit geradezu gezwungen. Warum? Weil sie nicht in der Zeit (Gegenwart), sondern mit Abstand zur jeweiligen Gegenwart deren «Zeit» rekonstruieren und interpretieren. Mit anderen Worten: Historiker*innen benötigen zeitlichen Abstand. Es gibt sogar die Auffassung, alle Geschichte ist Zeitgeschichte. Man mag darüber streiten, ob das Frühe Mittelalter wirklich als Zeitgeschichte angesehen werden kann, aber die Interpretation und Rekonstruktion heute geschieht aus unserer Zeit heraus.

Die wissenschaftliche Zeitgeschichtsschreibung befindet sich nicht nur im Spannungsfeld zugänglicher respektive nicht erreichbarer Quellen. Sie wird auch herausgefordert durch «die» Zeitzeugen.¹³ Deren Kennzeichen ist nicht nur ihre unmittelbare Teilhabe am Zurückliegenden, sondern auch ihr Drang, ihre Sicht auf die Dinge zu eigenen Lebzeiten der Öffentlichkeit kundzutun.¹⁴ Sonst kennen wir sie nicht als Zeitzeug*innen. Für Historiker sind das wichtige Quellen. Keine andere Wissenschaft ist diesem Druck der Zeitzeugen so ausgesetzt wie die Geschichtswissenschaft.

V.

Ich schreibe immer standortgebunden. Meine Fragen verändern sich ständig. Einige meiner Antworten verschieben sich. Ich mache keinen Hehl daraus, dass für mich Kolonialismus, Faschismus/Nationalsozialismus und Kommunismus mörderische, verbrecherische Dystopien, Sehnsüchte und reale Ereignisse darstellen, denen ich weder etwas Positives abgewinnen kann noch will. Niemand wird mir unterstellen können, dass ich mich als Historiker an meinen Schreibtisch setze und nicht wüsste, wie das Ende aussieht.

Und obwohl ich standortgebunden argumentiere, obwohl ich politische und moralische Grundüberzeugungen vertrete, so verhindert das nicht, die Rekonstruktion von Geschichte und Biographie als einen weitgehend wertfreien Prozess zu begreifen und zu realisieren. Das ermöglicht es mir, Walter Ulbricht im Jahr 1903, 1923, 1933 oder 1943 nicht aus der Perspektive des Jahres 1953 oder 1961, 1973 oder 2023 zu betrachten, sondern ihn in seiner Zeit anzuschauen. Bilde ich mir jedenfalls ein.

Das hört sich banaler an, als es zu sein scheint. Immer wieder werde ich zeigen, wie es über Jahrzehnte über zum «guten Ton» gehörte, Ulbrichts Biographie rückwirkend Dinge anzudichten, weil sie ihm zugetraut wurden, weil sie sein Bild noch mehr verdüsterten, weil es dem Zeitgeist entsprach. Ich erfinde keinen neuen Ulbricht. Aber sehr wohl konstruiere ich eine Biographie, die in ihrer jeweiligen Zeit bleibt und nicht mit Wissen hantiert, das es zu dem Zeitpunkt nicht gab. Daher dekonstruiere ich auch immer wieder gewohnte Ulbricht-Bilder. Ich arbeite mich an Ulbricht nicht ab. Ich will nur verstehen. Und nebenbei eine Lücke füllen: die erste vollständig aus den Quellen erarbeitete Ulbricht-Biographie vorlegen, die keine geschichtspolitischen, kommerziellen oder andere vor- und nichtwissenschaftliche Motive hegt. Meine Motive waren Interesse, Neugier, Wissen, Erkenntnis. Und ich fühlte mich trotz meiner Standortgebundenheit als Langweiler berufen genug, gleichmütigen historischen Abstand aufzuweisen, der mich zu nichts anderen als meinen genannten Motiven verleitet.

VI.

Die Biographie stellt keine akademische Qualifizierungsschrift dar. Daher habe ich fast durchweg darauf verzichtet, die wissenschaftliche Literatur «vorzuführen» und immer wieder zu zeigen, wo und wie sich Irrtümer einschlichen, wie viel schlauer ich als andere bin. Das hat mich auch nicht sonderlich interessiert, wengleich ich ziemlich staunte, ja immer noch staune, wie sich einzelne Fehler und Annahmen durch die Literatur ziehen, zum Teil seit vielen Jahrzehnten. Da wurde abgeschrieben und abgeschrieben, und nur wenige nahmen mal die Quellen zur Hand, um zu prüfen, ob das überhaupt stimmt. Wissenschaft funktioniert nur mit Grundvertrauen. Mir kam das ein bisschen abhanden.

Wenn es um die Literatur für eine solche Biographie geht, steht auch die reichhaltige Erinnerungsliteratur zur Debatte. Deren Bedeutung ist für eine Ulbricht-Biographie kaum hoch genug zu veranschlagen. Und das allein schon deswegen, weil fast alle Legenden, Irrtümer, Unwahrheiten, Anekdoten und was auch immer aus dieser Art Literatur stammen. Aber auch Alltägliches ist

kaum anderswo zu erfahren. Tatsächlich ist sie nicht anders zu behandeln als jede andere Quelle. Bezogen auf Ulbricht jedoch, hat das bislang kaum jemand kritisch getan. Insbesondere die Memoiren und Darstellungen von Renegaten werden fast sakrosankt behandelt. Oftmals waren das Eintrittsbücher in die westliche Gesellschaft, die die nun richtige Gesinnung unter Beweis stellen sollten. Hannah Arendt schrieb 1953, die meisten Ex-Kommunisten schafften es nie, ehemalige Kommunisten zu werden. Sie blieben einem dualistischen, einfachen Weltbild verpflichtet. Arendt bezeichnete sie gar als «umgekehrte Kommunisten», die mit den Kommunisten gemein hätten, allein im Besitz der Wahrheit zu sein. Sie glaubten ebenso, sie allein könnten mit ihrem Spezialwissen den nunmehrigen «Feind», die Kommunisten, wirkungsvoll bekämpfen, weil nur sie die inneren Abläufe kannten. Mit der gleichen Verachtungsintensität, die sie früher ihren antikommunistischen Feinden entgegengebracht hatten, begegneten sie nun den Kommunisten. Arendt spitzte das in einer historisch wie aktuell gültigen Beobachtung noch zu: «Die Kommunisten wie Nazis haben immer nur ihre Feinde, nie aber ihre Freunde respektiert.»¹⁵

Darauf komme ich immer wieder zurück. Interessant dürfte sein, warum die Bücher zum Beispiel von Wolfgang Leonhard, Margarete Buber-Neumann, Carola Stern, Gustav Regler, Ruth Fischer, Erich Gniffke, Alfred Kantorowicz, Erich Wollenberg und anderen einen so hohen Stellenwert bekamen. Es waren alles Kommunisten, die der heiligen Lehre abgeschworen hatten und nun in der westlichen Welt als authentische Zeitzeugen berichteten. Das war verdienstvoll. Weniger rühmlich war die ihnen oftmals entgegengebrachte Kritiklosigkeit. Zum Teil hält sie bis heute an.

Eine Biographie eines anderen Überlebenden des Nationalsozialismus und Sowjetkommunismus, zumal Ulbricht, der einen kommunistischen deutschen Staat repräsentierte, was alle ursprünglich angestrebt hatten, kommt gar nicht umhin, deren Darstellungen in ein kritisches Verhältnis zum Hauptprotagonisten zu setzen.

VII.

Christoph Martin Wieland hat vor über zweihundert Jahren in einer berühmten Einleitung zu Briefen von Horaz vieles auf den Punkt gebracht, was Biographen ebenso umtreibt wie Autobiographien zu häufig kennzeichnet:

«Ich weiß nicht, ob die Geschichte in ihrem ganzen Umfang einen Sterblichen aufzuweisen hat, dessen Charakter zweydeutiger, räthselhafter, und schwerer unter einen Hauptbegriff zu fassen wäre, als eben dieser Augustus (...) Wer, der die Begebenheiten

der funfzehn Jahre seines Triumvirats, unter dem Nahmen Octavianus, und die Geschichte der übrigen zwey und vierzig Jahre seiner Regierung, in einem andern Buche unter dem Nahmen Augusts gelesen hätte, könnte sich vorstellen, daß er das Leben einer und eben derselben Person gelesen habe? Daß der feigherzige, undankbare, treulose, kaltblütiggrausame junge Bösewicht, dem keine Bande der Natur, keine Gesetze der menschlichen Gesellschaft, keine Verhältnisse des Lebens, mit Einem Wort, dem nichts Göttliches noch Menschliches heilig (...) – eben derjenige sey, der unter dem Nahmen August eine den Römern von jeher so verhaßte Autokratie durch eine Mäßigung, eine Klugheit, eine Aufmerksamkeit und Thätigkeit für das allgemeine Beste, die fast ohne Beyspiel ist, belibt und zu einer Wohlthat für die Welt gemacht; (...) Es scheint unbegreiflich, und doch ist nicht gewisser, als daß der nemliche Mann in verschiedenen Positionen seines Lebens beydes war. (...) so groß wird die mit der Zeit vermehrte Kraft der Gewohnheit, daß er zuletzt selbst den künstlichen Charakter, den er so lange nur als Maske getragen hatte, wenigsten in gewissen Momenten, mit seinem eignen verwechselte, und wahre Thränen weinte, als ihm, an dem schönsten Tage seines Lebens, der glorreich Nahme Vater des Vaterlandes, von einem Volke, das sich wirklich glücklich durch ihn fühlte, mit schwärmerischer Liebe aufgedrungen wurde.»¹⁶

Wieland war Dichter und konnte es sich leisten, Annahmen auszusmücken. Niemand könnte behaupten, er irrte. Aber es könnte auch niemand zustimmen, ja genau, so war es. Gleichwohl, das von ihm angesprochene Grundproblem steht vor allen, die sich mit Biographien befassen, die eine schreiben wollen – und niemand könnte es aufheben.

VIII.

Walter Ulbrichts Bild in der Öffentlichkeit ist bis heute eine Konstruktion entweder seiner Gegner oder seiner Anhänger. In der Wissenschaft sieht es etwas differenzierter aus. Aber auch dort tritt Ulbricht eher als Schablone, als Vollstrecker, als Unsympath, befrachtet mit den üblichen Vorurteilen, auf. Als Biograph musste ich mir die Frage stellen, wie würden wir heute Ulbricht sehen, wäre er 1917 gefallen, 1928 aus der KPD ausgeschlossen oder 1937 erschossen worden? Nichts von dem lag außerhalb realer Möglichkeiten. Das allgemeine Bild von ihm wäre um einiges günstiger. Gerade die aus der KPD Ausgeschlossenen und die Abtrünnigen werden öffentlich wie wissenschaftlich nicht selten als Alternativen konstruiert. Und die in der Sowjetunion Hingerichteten gelten oft als die besseren Kommunisten. Ihr Tod war dabei so zufällig wie das Überleben fast aller Davongekommenen. Und wie würden wir über Ulbricht denken, wäre er 1952 verhaftet, 1953 entmachtet oder 1956/57 gestürzt worden? Auch hier braucht es keiner rückwärtsgewandten Propheten, um anhand anderer Beispiele festzustellen: Das Ulbricht-Bild wäre ein ganz und gar anderes, ein weitaus günstigeres.

Meine Aufgabe sah ich aber nicht darin, Ulbricht günstig oder weniger günstig erscheinen zu lassen. Mir ist egal, wie er «überkommt». Ich habe die Biographie von Ulbricht zeithistorisch rekonstruiert: die Person in der Vergangenheit und die Geschichte in der Person. Es ging mir nicht einmal darum zu «klären», wer wem seinen Stempel aufdrückte. Das war und ist immer ein Geflecht – die Zeit sucht sich ihre Personen, und die Personen nehmen sich die Zeit. Die Person nur als eine Ableitung ihrer Umwelt anzusehen, erscheint mir nicht umfassend genug. Um mich nicht zu verheddern, wählte ich den Königsweg, wie ich finde: eine Geschichte der Zeit mit der Person, ohne sie zum Gradmesser zu machen. Herauskommen sollte eine deutsche Geschichte in ihrer Verflechtung mit der europäischen, gespiegelt in der Geschichte des Kommunismus und dargestellt anhand eines ihrer bedeutsamsten, einflussreichsten und erfolgreichsten Vertreter.

IX.

Walter Ulbricht war der erfolgreichste Kommunist in der deutschen Geschichte. Er überlebte und begründete den kommunistischen deutschen Staat, und als er starb, gab es keinerlei Anzeichen dafür, dass dieser Staat am Ende des nächsten Jahrzehnts weitaus geräuschloser von der Weltbühne abtreten würde, als er sie betreten hatte. Die deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert als eine Geschichte zu begreifen, deren Zäsuren in der Historiographie nur Hilfsmittel sind, um Darstellungen plausibel und übersichtlich erscheinen zu lassen, hört sich banaler an, als es in der Umsetzung ist. So hat sich auch eine professionelle Arbeitsteilung eingestellt. Die deutsche Geschichte wird immer noch geteilt in eine Zeit vor und eine nach 1945. Dafür gibt es viele gute Gründe. In einer Biographie wie der von Ulbricht lässt sich logischerweise keiner mehr finden. Nun erweist sich auch die Zusammengehörigkeit des Jahrhunderts als so zentral, dass es erstaunt, wie zementiert die Zäsur immer noch ist. Die DDR-Geschichte, insbesondere die Ulbricht-Ära, ist ohne eine Berücksichtigung der Entwicklungen bis 1945 nicht zu verstehen, auch nicht zu erzählen.

Mit anderen Worten: Ulbrichts Lebensweg verlangt nach einer historischen Einbettung, die mehr als Handbuch- und Überblickswissen benötigt. Dafür bedarf es keiner besonderen Fähigkeiten, aber sehr wohl Zeit, viel Zeit. Und den Mut, Terrain zu betreten, das andere als Expert*innen weitaus intensiver und länger bearbeitet haben.

X.

Eine Biographie, von wem auch immer, überfordert alle Biograph*innen. Sie verlangt eine Antwort auf die Frage von Jean-Paul Sartre: Was wissen wir heute von einem Menschen, und warum soll man überhaupt etwas über einen Menschen wissen?¹⁷ Da ich Popper folge und auch nicht glaube, dass die Weltgeschichte einen Sinn hat – was für einen Sinn hat dann eine Biographie? Stimmt es womöglich, dass Geschichte einen vagen Sinn nur «mit dem individuellen Menschen» überhaupt erhalten kann?¹⁸

Sartre und Popper hatten wenig gemein, aber hier treffen sie sich dann doch: Die Sinnlosigkeit verführt dazu, nichts wissen zu können, weil nichts gewusst werden kann. Kopf und Herz bleiben verschlossen, egal, wie viele Quellen sprechen, stöhnen, weinen, jammern, schlagen, schreien mögen. Wenn wo auch immer, im Tagebuch, im Brief, in anderen Quellen oder eben in einer Biographie, zu lesen ist, jemand weinte, heißt das noch lange nicht, diese Person weinte wirklich.

Der große marxistische Historiker Franz Mehring schrieb 1918, der «Zweck jeder Biographie» bestehe darin, «den Menschen, den sie schildert – soweit es mit den Mitteln literarischer Darstellung möglich ist –, der Nachwelt wieder so lebendig zu machen, wie er sich ehemals unter seinen Zeitgenossen bewegt hat».¹⁹ Man mag das belächeln angesichts der Unmöglichkeit, einen solchen Anspruch auch nur ansatzweise einlösen zu können. Mehring hat das in seiner großen Marx-Biographie (1918) selbstverständlich auch nicht geschafft. Aber auch hier taucht der Anspruch auf, den Menschen in seiner Zeit zu belassen. Woher aber soll ich wissen, wie diese oder jene «Zeit» war? Historiker*innen schreiben fast immer über Räume und Zeiten, die sie nicht kennen und in ihrer Verschränkung schon gar nicht. Mehring hat «einen» Zeitgenossen vor Augen, dabei gibt es unendlich viele, die selbst – ich drehe mich im Kreis – nicht nur einen Blick, sondern ganz viele Blicke auf ihre Zeit und sich selbst hatten.

Bleiben Memoiren, Erinnerungen. Aber unterliegen sie nicht genau diesen Tücken?

XI.

Autobiographien bringt die Leser*innenschaft großen Respekt entgegen. Das Lebenswerk nötigt ihn ab, keine Frage. Sie beruhen, wenn auch nicht immer ausschließlich, auf Erinnerungen.²⁰ Biographien über Personen des 19./20. Jahrhunderts stehen vor anderen Methoden- und Quellenprobleme als solche, die weiter zurückliegende Epochen in den Blick nehmen. Sie müssen sich weitaus mehr noch auf Erinnerungen berufen.²¹ Wie zuverlässig aber sind Memoiren, ob nun von 1523, 1744, 1953 oder 2023?

Das ist eine gar nicht einfach zu beantwortende Frage, weil die wenigsten Autobiographien ihre Quellen offenlegen. Über Erinnerungslücken sind ganze Bibliotheken vollgeschrieben worden. Historiker wie Soziologinnen, Psychologen wie Essayistinnen haben darüber viel Kluges gesagt. Ich stehe Erinnerungen, so sehr ich sie mag, ziemlich skeptisch gegenüber. Wenn ich Menschen begegne, die mir noch Wochen oder Jahre später Dialoge mit Punkt und Komma «ganz genau» wiedergeben können, zweifle ich meist. Vielleicht liegt das aber auch nur an mir, weil ich meist einen Tag später kaum noch sagen kann, was ich am vorgestrigen Tag zu Mittag aß? Ich erinnere mich meist mehr an das, was ich gestern erinnerte und laut verkündete, denn an das, was vorgestern wirklich geschah. Ein Solitär bin ich damit aber keineswegs. Überhaupt erhält unser Leben durch unsere Erzählung erst jene Logik und Stringenz, die ihm üblicherweise fehlt. Ganz zu schweigen von gelegentlichen Dramatisierungen, Ausschmückungen, begleitet von Schlagfertigkeit, Witz, Mut und Schnelligkeit, die oft davon zeugen, was wir gern alles wären, aber nicht selten in der eigentlichen Situation nun gerade alles nicht waren. Das gilt übrigens ganz ähnlich für das berühmte Understatement.

Jürgen Kuczynski brachte als treuer Leninist etwas fertig, was unter Leninisten nicht eben üblich war: Er langweilte nicht, war unterhaltsam, schriftlich wie mündlich. Der berühmteste in der DDR lebende Gesellschaftswissenschaftler hat mehrere Autobiographien publiziert. Ich schätze, es waren etwa zehn in Buchform. Hinzu kamen Dutzende, wenn nicht Hunderte autobiographische Artikel. Kein Wunder, dass er sich Gedanken über Erinnerung und ihre Tücken machte. Er machte öffentlich, was andere als peinlich empfunden hätten: 1937 traf er in Paris Egon Erwin Kisch. Kuczynski fiel eine Rezension von 1930 ein, als er ein Buch von Kisch kritisch und überheblich besprochen hatte. Er versprach, wenn der Freund siebzig Jahre alt werde (1955), schreibe er eine bessere, reifere Rezension. Der rasende Reporter nahm es ihm nicht übel. Als sie sich Monate später das nächste Mal in Paris trafen, schenkte der ihm sein neuestes Buch mit der Widmung: «Meinem Freund Jürgen sehr herzlich und mit der

Bitte, hier noch mehr Einwände zu machen, als er zu meinem Amerika-Buch machte». Kisch starb bereits 1948. Es kam eine Gedenkschrift heraus, und Kuczynski publizierte darin den versprochenen Beitrag: «Die zweite Rezension von ›Paradies Amerika‹». Er hatte sein Versprechen erfüllt. 1985 jährte sich Kischs Geburtstag zum hundertsten Mal, und Kuczynski wollte «aus selbsterzieherischen Gründen» die «alte überhebliche Rezension von 1930» lesen, derer er sich so geschämt hatte, «und stellte fest, daß ich damals überhaupt kein Buch von Kisch besprochen hatte, sondern Emil Ludwigs Buch über Lincoln.»²²

Nun, nicht jede Erinnerung ist so kurios wie die Irrungen der beiden berühmten Männer. Aber jeder erinnert sich zuweilen so. Erinnerungen sind Quellen. Nicht mehr, nicht weniger, die es ebenso kritisch zu betrachten und einzuordnen gilt wie jede andere.

XII.

«Immerhin hält der Biograph von Koryphäen, die in aller Munde sind, einen Vorsprung, insofern er beim Großteil der Konsumenten etliches voraussetzen darf, ohne deshalb des geistigen Hochmuts geziehen zu werden. Insbesondere bedarf es nicht vieler guter Worte, sie von der Notwendigkeit des abgehandelten Gegenstandes zu überzeugen. Sie unterliegen ohnehin einer eher umgekehrten optischen Täuschung durch die Höhe des Postaments, auf welches die grell angestrahlte Respektsperson – einmal hoch verdient, ein andermal weit weniger – von der Tradition in Wort und Bild gehievt wurde. (...) Die Gefahr einer Verzeichnung ist einzugestehen. Versuche zu Schönfärberei oder Karikatur lauerte auf allen Wegen. (...) Es genügt, sich der Lektüre von quellenmäßig einwandfrei abgesicherten Schilderungen aus zweiter Hand von Begebenheiten zu erinnern, bei denen man selbst zugegen war: Liegt ihre teilweise Nichtübereinstimmung mit dem überlebenden Tatzeugen immer nur an dessen Gedächtnisschwund oder Froschperspektive? Wie oft läßt sich der Verfasser – sogar sine ira et studio – von seiner Titelgestalt, dem treuen Begleiter langer Arbeitsjahre, am Ende doch gefangen nehmen, ja überrumpeln? Wahrt er die Proportionen, macht er aus Mücken Elefanten und aus Elefanten Mücken?»²³

Wie schaffen es die Biographen von Hitler oder Stalin, Pol Pot oder Mao, Idi Amin oder Putin, Lukaschenka oder Timur Lenk, Iwan dem Schrecklichen oder Saddam Hussein, Muammar al-Gaddafi oder Caesar, Robespierre oder Leopold II., Franco oder Lenin, Pinochet oder Trujillo, Castro oder Ceauseşcu, Suharto oder Marcos, Mussolini oder Kim Il-sung, sich vorurteilsfrei ans Werk zu machen? Da hilft nur die kühle Distanz eiskalter Geschichtswissenschaft,

die sich um das vergossene Blut, die ungezählten Tränen, die Schmerzen, die Pein, die Folter nicht mehr kümmert als um Zahlen, Anweisungen, Befehle, Richtlinien. Stimmt das? Nein, natürlich nicht. Das gibt es natürlich, so wie es die empathische Historiographie schon immer gab, die sich für die Opfer nicht nur interessiert, sondern Anteil nimmt. Geschichtswissenschaft kann das eine wie das andere, wenn sie denn nur will. Ihr spezifischer Ansatz besteht darin, die einzelne Person, und seien es Hitler oder Stalin, im Geschichtsprozess einzuordnen, sie nicht über diesen zu stellen, sondern sie als Ausdruck desselben zu begreifen.²⁴

XIII.

Stimmt es, dass zwei Seelen in unserer Brust wohnen, wie Goethe seinen Faust jammern lässt? Nein, natürlich nicht! Wir sind zerrissen nicht nur zwischen «O» und «I», sondern vielfach mehr. Ich könnte nicht sagen, wie viele «Seelen in meiner Brust» wohnen. Das ändert sich nach Ort, Zeit und den Umständen, so wie die sich ständig ändern. Das hat nichts mit Unstetigkeit zu tun. Der Mensch ist vielfach zerrissen. Das macht das Genre Biographie so anspruchsvoll. Wie könnte ich mir anmaßen, einen Fremden ein ganzes Leben lang verstehen zu wollen, da es mir nicht einmal mit mir selbst gelingt? Als Hilfsmittel haben so manche empfohlen, psychoanalytische und andere Methoden der Psychologie zu verwenden. Womöglich hat das dem einen oder der anderen geholfen beim Schreiben einer Biographie, noch mehr wahrscheinlich beim Verfassen einer Autobiographie. Kurzum: Ich halte nichts von Ferndiagnosen – weder heute am TV-Gerät noch projiziert in die Vergangenheit, die auch nur das Material bereithält, das ich in der Hand halte. Daher bleibe ich dabei: Ich bin als Biograph nicht der allwissende Erzähler. Meine Fragen kann ich nicht alle beantworten und selten eine erschöpfend. Eine Biographie bleibt ein Rätsel auch nach der Biographie.

XIV.

Das Nichtwissen bleibt Bestandteil der Biographie. Das hängt auch damit zusammen, dass die Unmengen an Quellenbergen, die ich im Laufe der Jahre bearbeitete und die kaum kleiner zu werden schienen, dass ebendiese Berge sehr viele Lücken enthalten. Es gibt zu ganz vielen Fragen gar nichts von Belang. Dem Übermaß an Quellen steht eine Quellenleere gegenüber, die das Übermaß umso erdrückender, die Leere umso ratloser macht. Und das, was

vorhanden ist, muss decodiert, entziffert, kontextualisiert, muss verstanden werden. Woher soll ich wissen, ob mir das gelang? Denn über eines sollte sich der Biograph auch im Klaren sein: Quellen sind auch zu befragen auf das, was sie nicht zeigen, nicht sagen, nicht beinhalten. Warum, warum, warum! Mein Buch nennt sich Biographie. Es trägt zusammen, stellt in Kontexte, was ich in jahrelanger Sammlerarbeit am Wegesrand aufgelesen habe. Nun könnte die prosaische Kunst meine Biographie nehmen und ans Werk gehen.

XV.

Ich wünschte, es käme ein neuer Dieter Kühn und würde nun einen «U» schreiben. In «N.» (1970) ließ er einen Napoleon erstehen, dessen Biographie die engen Grenzen zwischen Möglichkeiten, Realitäten, Zufällen, Notwendigkeiten aufhob. Das war nur möglich, weil es eine elaborierte Napoleon-Forschung gab. Die ernstzunehmende prosaische Biographie fußt auf wissenschaftlicher Forschung, die das Material bereitstellt, um prosaische Kunstwerke entstehen lassen zu können. Ich verstehe mich als Kärner.

XVI.

Die Kunst der Biographie kennt viele Wege und Möglichkeiten. Die ungewöhnlichste, originellste und lehrreichste legte vielleicht der französische Historiker Alain Corbin vor. Er ging ins Archiv und teilte den verdutzten Archivar*innen mit, dass er noch nicht wisse, was er suche. Im Standesamtsregister suchte er wahllos einen Namen heraus. Der Mann, für den er sich entschied, war einer der unzähligen Vergessenen. Er hinterließ keine schriftlichen Zeugnisse. Corbin aber begab sich in dessen Spuren, er entriss diesen Niemand dem Vergessen und rekonstruierte eine Biographie über einen Mann, einen Holzschuhmacher, den niemand kennt. Der letzte Satz dieser erstaunlichen und unterhaltsamen Entdeckungsreise lautet: «Was würde er wohl über dieses Buch denken, das er in jedem Fall nicht hätte lesen können?»²⁵

Eine solche Frage sollte sich ein Biograph, wenn es um eine tote Persönlichkeit geht, nicht stellen, denke ich. Fremd- und Selbstbilder sind selten kongruent. Biographien haben nicht die Aufgabe, die Porträtierten so darzustellen, wie sie es selbst tun würden. Autobiographien haftet das Heroische an, zwangsläufig schon dadurch, dass es überhaupt für nötig erachtet wird, das eigene Leben zwischen zwei Buchdeckel gepresst der Zukunft zu hinterlassen. Biograph*innen glauben daran, dass die Porträtierten nicht vergessen werden

sollten, dürfen, warum auch immer, aber wahrscheinlich selten aus ähnlichen Gründen, wie sie ihre Helden selbst benennen würden. Bei Walter Ulbricht und mir könnte wahrscheinlich die Differenz solcher Annahmen kaum größer sein.

XVII.

Im Januar 1998 und im Februar 1999 bekam Lotte Ulbricht Post aus München. Wahrscheinlich hat sie häufiger solche Briefe seit 1991 erhalten, überliefert sind nur diese beiden.²⁶ Absender war die VG Wort, über deren Post sich Autor*innen fast immer freuen. Lotte Ulbrichts Reaktionen sind nicht überliefert, geantwortet hat sie auf den Brief der Verwertungsgesellschaft jedenfalls nicht. Was sollte sie auch tun? Informierte sie doch die VG Wort darüber, dass in einem Geschichtsschullehrbuch ein Zitat ihres 1973 verstorbenen Ehemannes abgedruckt werden sollte und sie dafür eine «angemessene Vergütung» zu erwarten habe. Bei diesem Zitat handelte es sich um das drittbekannteste Zitat Ulbrichts: «Es ist doch ganz klar: Es muss demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand haben.»²⁷ Überliefert hat es Wolfgang Leonhard in seinem berühmten Buch «Die Revolution entläßt ihre Kinder», das er 1955 veröffentlichte.

Für die VG Wort stand zweifelsfrei fest, dass zwei Anführungszeichen am Anfang und Ende Beleg genug seien, um den Urheber dingfest machen zu können. Wie authentisch sind eigentlich Sätze, Aufsätze, Vorträge, Quellen, die den Namen von Walter Ulbricht tragen? Das ist eine einfache Frage, die sich nicht so einfach beantworten lässt – für die Jahre etwa ab 1928/29. Denn Ulbricht war mittlerweile so hoch in der KPD-Hierarchie angekommen, dass längst nicht mehr alles, was seinen Namen trug, auch originär von ihm stammte. Das nahm nach 1945 noch andere Dimensionen an, als er faktischer Alleinherrscher von Partei und Staat geworden war. Obwohl Ulbricht ein Workaholic war, der nicht selten 16, 18 Stunden konzentriert arbeitete – das Pensum, das er zu bewältigen hatte, war nur mit einem großen Apparat und vielen engagierten Zuarbeiter*innen halbwegs zu schaffen. Mit anderen Worten: Je höher Ulbricht stieg, je einsamer es in luftiger Höhe um ihn herum wurde, umso mehr war der Alleinherrscher in seinem Arbeitsalltag abhängig von vielen anderen. Es ist kaum noch zu unterscheiden, was Ulbrichts Überlegungen und was denen seiner Mitarbeiter*innen entsprang. Das zu decodieren, ist eine Aufgabe. Diese entbindet nicht davon, Ulbricht als Teil eines Ganzen darzustellen. Die Biographie muss daher auch eine Gesellschaftsgeschichte der Zeit sein, in der Ulbricht wirkte. Das ist der Erklärungsansatz, der für einen Diktator noch mehr zu gelten hat als für Persönlichkeiten, die in der Demokratie ein Amt auf

Zeit geliehen bekommen. In der Diktatur ist der Diktator von weitaus mehr Menschen abhängig als der gewählte Präsident oder Kanzler in der Demokratie. Das hängt mit dem Anspruch eines Diktators zusammen, für alles und jedes mit der immer passenden Antwort aufwarten zu können.

XVIII.

Das eine ist nachzuspüren, was wäre gewesen, wenn Ulbricht nicht das, sondern jenes 1912 oder 1918 oder 1922 oder 1929 gesagt und getan hätte. Wie hätte sich sein Lebensweg verändert? Von solchen Wegscheiden gab es viele, sichtbar werden sie nur an Punkten, an denen sich Änderungen im Leben einstellten. Keine einzige davon war zwangsläufig. Aber zählte er zu den unersetzlichen Personen, zu jenen wenigen, «die es eben doch sind» und daher «groß» sind?²⁸ Diese Frage müsste sich ebenso kontrafaktisch stellen: Was wäre ohne Ulbricht wann und wo im Geschichtsverlauf anders verlaufen? Hätte es keine Mauer, keinen Volksaufstand, keine Zwangsvereinigung, keine gescheiterte Volksfrontpolitik gegeben? Oder könnten wir, so gefragt, nicht jede Persönlichkeit aus der Geschichte herausschreiben?

XIX.

«Ich glaube, ... (es) wird eine Auffassung deutlich, in der die Geschichte als zufällig und vielleicht zyklisch erscheint, menschliches Verhalten als ein ständiger Strom durch endlose Felder wechselnder Umstände, wobei Gut und Böse immer zusammen vorkommen und sowohl in bestimmten Perioden als auch in den Menschen unentwirrbar miteinander vermischt sind, und gewöhnlich sind auch die verschiedensten Gegenströmungen vorhanden, die im Widerspruch zu allzu einfachen Verallgemeinerungen stehen. Was die Behandlung des Stoffes betrifft, so glaube ich, daß das Material der These vorangehen muß, daß die chronologische Erzählung Rückgrat und Blutbahn der Geschichtsschreibung zugleich ist.»²⁹

Die große US-amerikanische Geschichtserzählerin Barbara Tuchman sah in der Biographie «eine Form ..., um darin Geschichte einzukapseln.» Sie hatte eine Leserschaft im Blick, wenn sie am Schreibtisch arbeitete: «Als ein Prisma der Geschichte erregt und fesselt die Biographie das Interesse des Lesers am großen Thema.»³⁰ Im Prinzip geht es darum, auch einmal am Frühstückstisch der Mächtigen zu Gast sein zu können. Das macht Bestseller aus, wie sie auch Tuchman schrieb. Sie hatte gute Gründe, ihre Arbeit als Kunstwerke anzu-

sehen.³¹ Solche Biographien werden geliebt, gekauft und zuweilen sogar gelesen. Und hier kann der quellengebändige Historiker nicht mithalten, es sei denn, er hat mehr als Phantasie zur Verfügung, um zu wissen, wie es am Frühstückstisch, um bei diesem Bild zu bleiben, wirklich zugeht. Alle Biograph*innen müssen sich Seite für Seite entscheiden, was sie wollen: Geschichte im Prisma zu schildern oder Gefühle und Gedanken zu erfinden, die kaum die Porträtierten rekonstruieren könnten. Beides geht nicht.

XX.

Biographien werden geschrieben, um gelesen zu werden. Soviel ich mich auch mühte, eine andere Überzeugung zu gewinnen, es gelang mir nicht. Aber das letzte Wort haben die Leser*innen nicht.

Nachwort zur Einleitung

Ich habe an dieser Biographie viele, viele Jahre gearbeitet, fast mein ganzes Leben. Wie es dazu kam und wem ich was warum zu verdanken habe, werde ich in dem Band «Walter Ulbricht – Der kommunistische Diktator» (2024) schildern. Der wird dann auch einige Anlagen enthalten, die vielleicht jetzt mancher vermisst. Auch eine Erläuterung zum Umgang mit Quellen folgt. Bedanken aber möchte ich mich jetzt ausdrücklich vorab bereits bei der Hamburger Stiftung zur Förderung der Wissenschaft und Kultur. Ich bin Jan Philipp Reemtsma und seinem Mitarbeiter Matthias Kamm unendlich dankbar. Die Stiftung ermöglichte mir die mit Abstand besten Jahre meines Arbeits- und Forschungslebens. Ohne ihre Förderung und Unterstützung wäre ich nie und nimmer auch nur in die Nähe eines druckfertigen Manuskriptes gelangt.

Ilko-Sascha Kowalczyk, Berlin/Bayreuth, den 30. Juni 2022

Kindheit und Jugend (1893–1914)

Der Tag neigte sich dem Ende zu, nur noch eine halbe Stunde sollte dieser 30. Juni 1893 dauern. Mit Hilfe einer herbeigerufenen Hebamme gebar die 24-jährige Pauline Ida Ulbricht, eine geborene Rothe, ihr erstes Kind. Heftige Gewitter und Niederschläge hatten diesen Spätfrühlingstag kühl in Sachsen ausklingen lassen. Tagsüber erreichte das Thermometer keine 20 Grad Celsius. Eine halbe Stunde vor Mitternacht erblickt Walter Ernst Paul Ulbricht das Licht der Welt.¹ Der zweite Vorname war der Vatersname. Ernst August Ulbricht der Vater, ein 29-jähriger Schneider. Paul erinnert an den Vornamen der Mutter Pauline.

Niemand kann erahnen, dass in dieser Mitternachtsstunde der wirkmächtigste Leipziger Sohn geboren worden ist. Nicht der Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz, der Komponist Richard Wagner oder der KPD-Mitbegründer Karl Liebknecht, nein, Walter Ulbricht ist der einflussreichste und in der Geschichte politisch mächtigste gebürtige Leipziger. Und anders als bei Leibniz und Wagner, erst recht bei jenen, die in Leipzig mindestens einige Jahre wirkten und lebten wie die Komponisten Johann Sebastian Bach oder Felix Mendelssohn Bartholdy, der Oberbürgermeister und Widerstandskämpfer Carl Friedrich Goerdeler, die Schriftsteller Uwe Johnson, Erich Loest oder Erich Kästner, die Maler Bernhard Heisig, Neo Rauch oder Wolfgang Mattheuer, die Pädagogin Henriette Goldschmidt, der Physiker Werner Heisenberg, der Historiker Walter Markov, der Philosoph Ernst Bloch, die Frauenrechtlerin Louise Otto-Peters oder die Mitbegründer der deutschen Sozialdemokratie August Bebel und Wilhelm Liebknecht, gehört Walter Ulbricht nicht zu jenen, auf die die Stadt Leipzig stolz wäre. Am liebsten wäre ihr wohl, dass er aus der Geschichte so lautlos verschwinden könnte, wie es mit der ihm 1958 zugesprochenen Ehrenbürgerwürde der Stadt am 20. Dezember 1990 geschah: Sie wurde ihm posthum gemeinsam mit Adolf Hitler und Paul von Hindenburg abgesprochen. Auch die 1969 an Ulbrichts Geburtshaus in der Gottschedstraße 25 (1893: Nr. 4) angebrachte Erinnerungstafel ist – von einem Einzeltäter – in den 1990er Jahren einfach abmontiert und Ulbricht damit symbolisch entsorgt worden.

Leipzigs Aufstieg zur sächsischen Metropole

Die Gottschedstraße – der Aufklärer Johann Christoph Gottsched hatte seit 1724 in Leipzig als Schriftsteller, Sprachforscher und Professor an der Alma Mater Lipsiensis gewirkt – befand sich in der Inneren Westvorstadt Leipzigs. Seit Jahrzehnten ist in Darstellungen über Walter Ulbrichts Leben zu lesen, dass er in einem «berüchtigten» Viertel, umgeben von Prostituierten, in schmalen, schmutzigen Gassen aufwuchs, die alle, die es irgendwie konnten, strikt mieden. Dies habe dazu beigetragen, dass sich Ulbricht von frühester Kindheit an als Außenseiter gefühlt und sich gegenüber seiner Umwelt sehr verschlossen und abgekapselt habe.² Ulbrichts Geburtshaus lag tatsächlich in einem bürgerlichen Wohnviertel, in dem repräsentative Mietshäuser dominierten. Industriebetriebe gab es nur wenige, dafür viele kleine Geschäfte und Gewerbebetriebe. Obwohl die Familie Ulbricht mehrfach umzog, blieb sie immer in diesem Stadtteil, denn auch das in der Literatur oft als besonders berüchtigt genannte Naundörfchen lag hier, nur wenige Gehminuten von der Gottschedstraße entfernt. Den bereits 1489 eingemeindeten Vorort haben viele Leipziger von der Jahrhundertwende bis in die 1930er Jahre hinein romantisch verklärt «als beinahe ehrwürdiges Ueberbleibsel des alten Leipzig».³ Es war ein kleines Dorf am Rande der Innenstadt, in dem ärmere Menschen lebten. Doch dorthin zog die Familie erst inmitten des Ersten Weltkrieges.

Leipzig als sächsisches Zentrum ist berühmt als Messestadt, als Mittelpunkt von Musik und Verlagen, als industrielles Zentrum und Universitätsstadt, hier ist der Deutsche Fußball-Bund – Fußball galt in Deutschland noch nicht als Arbeitersportart – gegründet worden, und hier stand die «Wiege der deutschen Arbeiterbewegung». Leipzig wurde auch «zweite Hauptstadt» Sachsens genannt. Das Antlitz war prächtig: große Gärten, beeindruckende Repräsentativbauten, eine moderne Infrastruktur zeugten von der angebrochenen Moderne im ausgehenden Jahrhundert. Die einsetzende Industrialisierung prägte die neuere Geschichte. Die Entwicklung der Einwohnerzahlen verdeutlicht das. Am Beginn des 19. Jahrhunderts lebten in der Stadt etwa 32 000 Menschen. 1830 listete die Statistik 40 946 Einwohner auf, im Jahr der Reichsgründung 1871 hatte sich die Zahl mit 106 925 mehr als verdoppelt, obwohl die Stadtfläche gleich groß geblieben war. Die Landeshauptstadt Dresden wies noch deutlich mehr Einwohner auf (177.089). Kurz vor Ulbrichts Geburt verzeichnete die Statistik 1891 bereits 359 502 Einwohner, zwei Jahre nach seiner Geburt 399 995. Leipzig hatte um 1890 nicht nur Dresden den Rang als größte sächsische Metropole abgelaufen. Hinter Berlin und Hamburg war die mitteldeutsche Stadt auf Platz 4 der größten deutschen Städte vorgerückt, nur wenige Einwohner hinter

dem drittplatzierten München. Das rasante Wachstum hielt an: Anfang des 20. Jahrhunderts lebte eine halbe Million Menschen in Leipzig, am Vorabend des Ersten Weltkrieges über 600 000.

Das rasante Wachstum Leipzigs beruhte nicht allein auf der Industrialisierung. Da die Stadt auch ein Verwaltungs- und Handelszentrum war, arbeitete ein großer Teil der Menschen im öffentlichen Dienst, im Handel, im Verkehrswesen, im Handwerk und im Dienstleistungsbereich. Leipzig verzeichnete kontinuierlich einen Geburtenüberschuss, und die attraktive Stadt zog Arbeitskräfte aus nah und fern an. Davon zeugt auch, dass 1890 nur zwei Drittel der in Leipzig Wohnenden Sachsen waren. Die Zuwanderer kamen zu etwa zwei Dritteln aus Preußen. Die Industrie entfaltete sich immer stärker aufgrund knapper und daher teurer Platzressourcen an den Rändern und in den Vororten Leipzigs, was dazu führte, dass auch diese Vororte zunehmend aus allen Nähten platzten. Es kam 1889 bis 1892 zu insgesamt 17 Eingemeindungen und zur Verdoppelung der Einwohnerzahlen. Es war «die Geburtsstunde Groß-Leipzigs».⁴ Zwischen 1875 und 1907 stieg die Zahl der Betriebe mit Motorkraft von 123 auf 1378, die Zahl der Betriebe mit über 50 Beschäftigten von 62 auf 498. 1882 gab es noch keine Fabrik mit mehr als 1000 Arbeitnehmern, 1907 wies Leipzig sieben auf. Die Stadt prägten mittlere und kleine Firmen. Das polygraphische Gewerbe als Leipzigs ältester und bis dahin wichtigster Industriezweig ist nach 1875 von der Maschinenindustrie auf den zweiten Platz verwiesen worden. Aber auch die Textilindustrie, das Baugewerbe, chemische, elektrotechnische und feinmechanische Betriebe, der Musikinstrumentenbau, Pelzverarbeitungs- und Veredelungsbetriebe oder die Holzverarbeitungsindustrie prägten die Wirtschaft. Befördert wurde dies noch durch die zentrale Lage Leipzigs und den Ausbau als Eisenbahnknotenpunkt. Innerhalb weniger Jahre war aus dem bürgerlichen Leipzig eine proletarische Stadt geworden. Expansion und Wachstum zeitigten, dass die Lebenshaltungskosten anzogen, sichtbar vor allem an den Mietpreisen: Wohnraum war knapp. Allerdings zählten die Mietkosten in Leipzig zu den günstigeren in Deutschland. In Berlin, der teuersten Stadt Deutschlands, mussten die Mieter für gleiche Wohnungen doppelt so viel begleichen wie in Leipzig.

Ulbrichts Herkunft

Die junge Familie Ulbricht gehörte 1893 zu den zugewanderten Bürgern aus Sachsen. Ulbrichts Ahnentafel lässt sich väterlicherseits sechs Generationen zurückverfolgen. Christoph Ulbricht, geboren 1705, heiratete am 11. Juni 1732 die ein Jahr ältere Anna Sophia. Die Ururururgroßeltern von Walter waren Müller

und Bäcker. Sie betrieben mindestens seit 1760 die Tannmühle bei Leubsdorf, die südlich zwischen Freiberg und Chemnitz, etwa 120 Kilometer von Leipzig entfernt lag. Das Ehepaar hatte mindestens acht Kinder. Zwei Söhne traten in die Fußstapfen des Vaters als Müller. Der Älteste erhielt 1760 die Mühle, die Eltern verbrachten dort bei freier Kost und Logis ihren Lebensabend. Ein Jahr nach dem Tod der Mutter wurde die Mühle 1776 verkauft. Die Müllertradition in der Familie Ulbricht starb aus. Der sechste überlebende Sohn von Christoph und Anna Sophia, Johann Traugott, kam im Mai 1743 zur Welt. Er heiratete 1765 in Brand-Erbisdorf die ebenfalls in Leubsdorf geborene Anna Rosine Otto, Tochter eines Kleinhüfners. Beide verkauften ihrem jüngsten Sohn, Johann August, 1793 ihren Hof. Auch er war Bauer und konnte offenbar den Hof beträchtlich erweitern. Mit seiner ebenfalls aus Leubsdorf stammenden Ehefrau, Johanna Dorothea Klemm, hatte er zehn Kinder. Eines davon war Walter Ulbrichts Urgroßvater, der ebenfalls noch in Leubsdorf geborene Carl August. Er war als Bergschmiedemeister tätig. 1822 heiratete er die zweite Tochter eines Bauern aus Hohentanne, Johanna Rosina Ranft. Sie wohnten in Reichenbach, Hohentanne und später in Sand bei Halsbrücke, allesamt Dörfer wenige Kilometer nördlich von Freiberg, etwa 30, 35 Kilometer von Leubsdorf entfernt. Die Familie war näher an Leipzig gerückt, das keine 100 Kilometer entfernt lag.

Obwohl es auch Bauern in der Ahnenreihe von Walter Ulbricht gab, es dominierten Handwerker, angefangen bei dem ersten nachweisbaren Ulbricht dieser Linie Anfang des 18. Jahrhunderts. Da der Nachname «Ulbricht» – eine ostmitteldeutsche Ableitung von «Albrecht» – auf keine Berufsbezeichnung bei den Vorfahren verweist, können wir so «nur» bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts die Familienbiographie Ulbrichts zurückverfolgen. Dass auch die Eltern und weitere Vorfahren von Christoph Ulbricht (geb. 1705) bereits Müller waren, liegt nahe wegen der Gepflogenheiten und Erbschaftsregelungen. Es gelang Ulbrichts Vorfahren jedenfalls, aus einer Pachtmüllerei genügend Profit zu erwirtschaften, was keinesfalls selbstverständlich war, um eine eigene Mühle zu erwerben, die vererbt werden konnte. Warum diese nach wenigen Jahren verkauft wurde, liegt nicht offen. Walter Ulbrichts direkter Vorfahre aus der Müller-Dynastie, Johann Traugott Ulbricht, war bereits als Bauer mit eigenem Land tätig. Insgesamt gehörte die Familie Ulbricht im Lauf der Jahre nicht zu den armen, sondern zu den ausreichend bis gut begüterten Mitgliedern ihrer Dorfgesellschaft. Davon zeugt auch noch Walters Großvater, Heinrich Ferdinand Ulbricht.

Heinrich Ferdinand wurde 1832 in Sand bei Halsbrücke geboren. Er übte den Beruf eines Bergschmieds aus, der die für den Bergbau erforderlichen Geräte aus Eisen fertigte. Meist war damit das Privileg einer Schankgenehmigung

für Berg- und Fuhrleute verbunden. Die Region um Freiberg gehört zur Montanregion Erzgebirge. Hier wurden seit Mitte des 12. Jahrhunderts Erze, in und um Freiberg vor allem Silber abgebaut. Heinrich Ferdinand heiratete Emilie Augusta Küttner. Mit 27 Jahren zog Heinrich 1859 in das nur etwa drei Kilometer entfernte Krummenhennersdorf. Emilie starb 1870 mit nur 35 Jahren. Heinrich, der über Grund und Boden verfügte, zog vier minderjährige Kinder auf. Erstmals in der Familienchronik begegnet uns ein über das berufliche Maß hinaus gesellschaftlich aktives Gemeindemitglied. Heinrich wurde 1871 nach dem Tod seiner Ehefrau Gemeinderats- und Schulvorstandsmitglied. Die Dorfgemeinschaft wies zu diesem Zeitpunkt 874 Mitglieder auf. Beide Ehrenämter übte er bis zu seinem Tode 1887 aus. Von seinen vier Kindern wurde mindestens ein Sohn Bauer.

Ein anderer Sohn, Ernst August, wurde am 28. März 1864 in Krummenhennersdorf geboren und ging dort zur Schule. Am 3. März 1879 verließ er sein Heimatdorf, um in dem wenige Kilometer entfernten Dorf Reinsberg bei Nossen eine Schneiderlehre zu absolvieren. Die dauerte drei Jahre. Anschließend ging er wie schon andere Vorfahren auf Wanderschaft. Sie dauerte vier Jahre. Am 2. April 1887 rückte er als Ökonomiehandwerker in die 5. Kompanie des 7. Königlichen Sächsischen Infanterie-Regiments «Prinz Georg» Nr. 106 ein und diente seine Militärpflicht ab. Er war in Möckern stationiert, im Norden Leipzigs, im 19. Jahrhundert außerhalb der Messestadt gelegen. Die Eingemeindung erfolgte 1910. Ernst August blieb hier bis zum 28. September 1889, ehe er in die Reserve versetzt wurde. Seine Armeezeit fiel in die Schlussphase des Sozialistengesetzes. Ob er bereits auf seiner mehrjährigen Wanderschaft mit der Sozialdemokratie in Berührung gekommen war, liegt ebenso im Dunkeln, wie nicht bekannt ist, ob ihn die antisozialdemokratische Propaganda und Hetze beim Militär beeinflussten. Seine Hinwendung zur Sozialdemokratie, die für die 1890er Jahre belegt ist,⁵ könnte gerade in den Jahren des Sozialistengesetzes erfolgt sein. Das wäre nicht ungewöhnlich gewesen. Denn die Repressionen haben das Gegenteil dessen, was sie beabsichtigten, bewirkt: «Bismarck hat den Sozialisten nicht den Weg versperrt, er ist vielmehr ihr Bahnbrecher gewesen.»⁶

Ernst August Ulbricht ging nach Wanderschaft und Militärzeit nicht mehr zurück nach Krummenhennersdorf. Zunächst lebte er in Alt-Leipzig. Er könnte als Untermieter eine Schlafstelle in einer überbelegten Wohnung genutzt haben, immer wieder auf der Suche nach der nächsten günstigen Gelegenheit. Ernst August Ulbricht zahlte ab 1890 Steuern, hatte also nun ein Auskommen, ging einer Tätigkeit nach, vielleicht sogar mit einer Anstellung. Im Vergleich mit anderen Leipziger Handwerkern wie Bäckern, Fleischern, Schlossern, Klempnern oder Tischlern verdienten Schneider und Schuhmacher mit Abstand am wenigsten. Sie waren viele Jahrhunderte lang gesellschaftlich schlecht

angesehen. Das populäre Märchen «Das tapfere Schneiderlein» zeugt davon: Er ist arm und größtenwahnsinnig – er erschlägt sieben Fliegen auf einen Streich und stickt sich die Botschaft wie eine Trophäe auf einen Gürtel, sodass andere fast zwangsläufig an seine überragende Kriegskunst glauben müssen. Sprichwörtlich wird er zum «Aufschneider». Zugleich aber ist er gewitzt, intelligent und gerissen. Märchen verknappen «Volkswissen», nicht zuletzt die gesammelten Vorurteile. August Bebel, ein gelernter Drechsler, berichtete, dass er «im Äußeren der Vorstellung» eines Schneiders entsprach und ihn auf seiner Wanderung mehrere Meister ansprachen, ob er bei ihnen arbeiten wolle. Als sie hörten, er sei gar kein Schneider, «entschuldigten sie sich, daß sie mich für einen solchen gehalten» hatten, «weil ich ganz wie ein Schneider aussähe».⁷

Das Handwerk galt als unmännlich, ausgeführt von schwächlichen Männern, oft mit körperlichen Beeinträchtigungen geschlagen. Der sprichwörtliche Schneidersitz zeugte davon. Im Skat symbolisiert «Schneider» oder gar «Schneider schwarz» hoffnungsloses Abhängtsein. Schneider arbeiteten, wie über die Hälfte aller Handwerksmeister, am Ende des Jahrhunderts überwiegend als Alleinmeister.

Die offizielle Familiengründung erfolgte am 6. Februar 1892. An diesem Tage heirateten Ernst August Ulbricht und Pauline Ida Rothe in der Kirche St. Matthai, die bis zu ihrer Zerstörung bei einem Bombenangriff am 4. Dezember 1943 in der Leipziger Innenstadt stand. Der Straßename Matthäikirchhof erinnert noch heute an sie. Die evangelisch-lutherische Matthäikirche, die ihren Namen erst seit 1876 trug, wurde 1879/80 und 1892/94 saniert, umgebaut und erweitert. Die Familie von Ernst August hing der Glaubensrichtung schon mindestens seit Beginn des 18. Jahrhunderts an. Von der Familie der Mutter ist das nicht zu bestimmen. Mitte der 1920er Jahre waren in ihrer Geburtsstadt 98 Prozent aller Einwohner Protestanten. Die Einwohnerzahl unterlag seit Paulines Geburt nur geringfügigen Schwankungen, auch die Konfessionszugehörigkeit veränderte sich in diesem Zeitraum kaum. Da interkonfessionelle Hochzeiten von katholischer Seite untersagt waren, wird auch die Familie von Ulbrichts Mutter, sie ohnehin, protestantisch gewesen sein.

Pauline Ida wurde am 26. Oktober 1868 in Schildau geboren. Sie war vierinhalb Jahre jünger als ihr Ehemann. 1871 zählte Schildau 1489 Einwohner. Das Städtchen liegt etwa 50 Kilometer östlich von Leipzig, 15 Kilometer südlich von Torgau. Seit dem Spätmittelalter (1349) mit Stadtrechten versehen, ist das berühmteste Kind der Kleinstadt August Neidhardt von Gneisenau, der spätere preußische Generalfeldmarschall und Heeresreformer. In einer Selbstdarstellung heißt es nüchtern: «Das 19. Jahrhundert, das für die Entwicklung fast aller Städte infolge der Industrialisierung von entscheidender Bedeutung war, scheint allerdings an Schildau spurlos vorübergegangen zu sein. Die Lage

der Stadt, weitab von den großen Verkehrsadern, und der Mangel an Rohstoffvorkommen ließen kaum Unternehmergeist aufkommen. Schildau behielt seinen ländlichen Charakter, den es auch heute noch hat.»⁸ Vieles deutet darauf hin, dass die berühmten «Schildbürger» den Verhältnissen in Schildau entlehnt worden sind.

Pauline Idas Eltern, Ernst Karl Rothe und Johanna Pauline, geb. Burkhardt (deren Vater Gottlob war Leinewebermeister), heirateten vermutlich 1856. Sie hatten mindestens eine weitere, ältere Tochter. Wie aus Gerichtsakten der Stadt ersichtlich ist, gab es 1797/98 eine «Klage gegen Johann Traugott Rothe, Bürger, wegen strafbarer Alleinhütung seiner Kühe» und 1803/04 eine «Untersuchung wegen unerlaubten Aufenthalts und verübter Exzesse von Johann Traugott Rothe, Bürger und Hausbesitzer in Mühlberg».⁹ Dieser Mann dürfte ein Vorfahr von Ernst Karl gewesen sein. Aufgrund der geringen Mobilität könnte auch die Familie von Pauline dort gewohnt haben. Beide Familiennamen sind auch in gegenwärtiger Zeit in Schildau nachweisbar, zwei Burkhardts sind zudem als Gefallene des Ersten Weltkrieges auf dem örtlichen Gefallenendenkmal aufgeführt.¹⁰

Ernst Karl Rothe war wie sein Vater Kammachermeister, kein Handwerksberuf, der soziales Prestige und finanziellen Aufstieg verhieß. Paulina Ida kam in der Würzener Straße 88, in einem zweistöckigen, schmucklosen, praktischen Wohnbau am südlichen Rand des kleinen Stadtzentrums zur Welt. «Ein besonderes Kleinod», wie es Mitte der 1960er Jahre hieß, war es zwar nicht, aber hier lebte der letzte Kammacher der Stadt. Rothe übte den Beruf bis 1918 aus, dieses Handwerk wurde von der Industrie verdrängt. Er ernährte die Familie dann mit einem Botenfuhrwerk zwischen Schildau und Torgau. Hinter dem Haus befand sich, wie üblich, ein kleines Landstück, auf dem die Familie etwas für die Selbstversorgung anbauen konnte. Im Februar 1962 schickte der Bürgermeister von Schildau, Gerhard Füssel, Ulbrichts Sekretär, Otto Gotsche, ein Foto des Geburtshauses. Füssel, ein SED-Mitglied, dessen Familie schon lange in Schildau lebte und der daher eine persönliche Beziehung zu seinem Heimatort hatte, schrieb in seinem Begleitschreiben: «In diesem Hause hat der Großvater des Genossen Walter Ulbricht, Kammachermeister Rothe, gewohnt. Der Genosse Walter Ulbricht ist in seinen Jugendjahren, besonders in den Ferien, des öfteren im Hause seines Großvaters in Schildau gewesen. Einzelheiten über das Leben des Großvaters des Genossen Walter Ulbricht bzw. über den Aufenthalt Walter Ulbrichts während dieser Zeit in Schildau sind nicht bekannt.»¹¹ Walter Ulbricht hielt sich in den Schulferien oft bei seinen Großeltern auf. Das wurde auch einmal halboffiziell bestätigt. Ende November 1951 fuhr Ulbricht nach Schildau, um mit Bauern und Funktionären über Agrarfragen und Landwirtschaftspolitik zu sprechen. Die «Berliner Zeitung» berichtete, er

«wurde in Schildau, wo er einen Teil seiner Jugend verbracht hat, begeistert empfangen.»¹² Wenn Ulbricht später als mächtigster Mann in der DDR Dörfer und ländliche Gebiete besuchte, was häufiger vorkam, hat er zuweilen von seinen Erfahrungen aus Schildau berichtet, wohl auch um zu demonstrieren, dass ihm das Landleben nicht fremd sei. Anfang der 1960er Jahre hat er laut einer autorisierten Biographie «von seinem Großvater in Schildau» erzählt, «der die Abhängigkeit der Kleinbauern von den Großbauern täglich zu spüren bekam».¹³ Das Geburtshaus der Mutter Ulbrichts dient noch immer, nach 1990 modernisiert und saniert, als Wohnhaus. Auch die Nachbarhäuser sind ohne größere äußerliche Umbauten erhalten geblieben.

Leipzig: Gottschedstraße

Zum Zeitpunkt ihrer Hochzeit wohnte Ernst August im Peterskirchhof 7, Pauline Ida in der Theaterpassage 2, einem Verbindungsgang zwischen Augustusplatz und Nikolaikirchhof. Beide Adressen lagen im Leipziger Zentrum. Wenige Tage nach ihrer kirchlichen Hochzeit Anfang Februar 1892 zogen sie zusammen in eine Unterkunft nach Leipzig-Reudnitz, dem am schnellsten wachsenden Leipziger Vorort mit über 28 000 Einwohnern 1890. Mitte des 19. Jahrhunderts war Reudnitz mit etwa 7600 Einwohnern die größte sächsische Landgemeinde gewesen. Der fruchtbare Boden wich im Zuge der Industrialisierung erst zahlreichen Betrieben, dann Wohnbauten. Reudnitz war zum 1. Januar 1889 Stadtteil von Leipzig geworden, eines jener rasant wachsenden Arbeiterviertel. Ernst August Ulbricht kam in der vierten, der obersten Etage eines typischen Neubaus im Gründerzeitstil in der Friedrich-August-Straße 2 unter. Seit Anfang 1902 heißt sie Teubnerstraße, benannt nach dem Gründer des gleichnamigen Verlags. Das Haus trotzte den Bombennächten und steht noch heute. In dem Haus der Ulbrichts wohnten 1892 in der Parterrewohnung zwei Familien: ein Fleischer und ein Verkäufer, in der ersten Etage lebte der Hausbesitzer, ein Zimmermeister und Budenverleiher, darüber ebenfalls auf der gesamten Etage eine Kaufmannsfamilie. In der dritten Etage wohnten wiederum zwei Parteien: ein Buchhalter und ein Lehrer der in Reudnitz ansässigen Bürgerschule. In der obersten Etage neben dem Ehepaar Ulbricht noch ein Ingenieur.¹⁴

In den Leipziger Adressbüchern findet sich als nächster Wohnort erst wieder die Gottschedstraße. In anderen Dokumenten gibt es Angaben zu einem weiteren Wohnsitz. Häufiges Umziehen in Großstädten war üblich, vor allem zum Quartalsende hin. Dann konnten die Mieten erhöht werden. Die Wohnfrage war seit der Industrialisierung zu einer zentralen sozialpolitischen Angelegenheit geraten und gehörte zu den wichtigsten Anliegen sozialreformerischer

und sozialdemokratischer Politik. Die Unterschiede zwischen Reichen und Armen waren am Wohnraum zu ermessen; in der neuen Stadt konnten diese Unterschiede bereits an der Etage abgelesen werden. Oft verrietten die höhere Etage, das Hinterhaus, die Remise, das Souterrain oder die Mansarde, wie es um die finanzielle Situation des Mieters beschaffen war. Die Belegungsquoten in Leipzig gehörten mit zu den höchsten im Reich, erreichten aber nicht die von Breslau oder gar Berlin. In den Mietshäusern wohnten in den unteren Etagen oft wenige Menschen in großen Wohnungen, während sich in die kleinen, oberen, Keller-, Dachgeschoss- oder Hinterhauswohnungen auf engstem Raum oft unfassbar viele Personen quetschten. Mehr als jedes andere Grundbedürfnis erweist sich Wohnen als klassen- und schichtenspezifisch, zuweilen im gleichen Haus. Die «Wohnung ist eine Eigen- und Gegenwelt».¹⁵

Als Ernst August Ulbricht am 12. Juli 1892 die Leipziger Bürgerrechte beantragte und am 10. August 1892 diese vollumfänglich erhielt, wohnte das junge Paar in Alt-Leipzig in der Alexanderstraße 5 (in der heutigen Max-Beckmann-Straße) in der zweiten Etage. Im Leipziger Adressbuch ist für 1893 die Friedrich-August-Straße als Wohnanschrift vermerkt. Das Geburtshaus von Walter Ulbricht befindet sich in der Gottschedstraße 4 (heute: 25). Über die Gründe für den erneuten Umzug lässt sich nur spekulieren. Neben Mietkosten könnte dazu beigetragen haben, dass Ernst August Ulbricht aus den Randbezirken ins Zentrum, zur Arbeit ziehen wollte, dorthin, wo mehr Aufträge zu erwarten waren. Er kam seinem Tagwerk in den 1890er Jahren zu Hause nach, erledigte Aufträge von Schneidermeistern. Bei dieser schlecht bezahlten Heimarbeit gingen ihm seine Frau und später auch seine Kinder zur Hand, die die fertigen Sachen austrugen. Die wenigen Fotos aus dieser Zeit zeigen eine Familie, die Wert auf das Äußere legte. Über ihre Einkommenssituation ließe sich nur spekulieren. Wie andernorts auch zählten die Schneider auch in Leipzig zu den besonders schlecht verdienenden Handwerkern.

1892 führte das Leipziger Adressbuch etwa 700 Schneider als Gewerbetreibende auf, 1913 waren es etwa 1700. Diese Zahlen verdeutlichen: Der Schneidermarkt war hart umkämpft. Das meiste geschah in Heimarbeit unter elenden Bedingungen. «Ein Hauptgrund für die hausindustrielle Entwicklung des Bekleidungsgebietes lag in der geringen Bedeutung der Maschinen. Die Nähmaschine, deren Anschaffung durch Ratenzahlung auch Heimarbeitern und Heimarbeiterinnen möglich wurde, hatte rasch allgemeine Verbreitung gefunden.»¹⁶ Hinzu kam, dass die Industrie solche Kosten, aber auch die Miete, Strom u. Ä. auf die Heimarbeiter abwälzen konnte. Da es 1897 zu Arbeitsschutzregelungen in der Industrie gekommen war, konnten mit der Produktion sogenannter Selbstständiger, also Heimarbeiter, diese Vorgaben unterlaufen werden. Wie eng der Markt umkämpft war und wie erbärmlich manche leben mussten,

veranschaulicht eine Zeitungsnotiz aus dem Jahr 1896: «In der Oststraße zu Eutritzsch hat sich ein aus Langendernbach gebürtiger Schneider, der für seine Frau und 2 Kinder nichts mehr zu beißen hatte, durch Erhängen entleibt.»¹⁷

Ernst August Ulbricht ist nur von 1900 bis 1904 im Leipziger Adressbuch als selbstständiger Schneider aufgeführt worden. Er schneiderte überwiegend für andere Meister. Das dürfte ein Grund gewesen sein, warum die junge Familie 1893 in die Gottschedstraße umzog. Der Besitzer des Hauses war Schneidermeister Eduard Wolanke, der in Leipzig zu den wohlhabendsten seiner Innung zählte und sich 1896/97 in der Petersstraße 9 inmitten des Leipziger Zentrums ein repräsentatives Geschäftshaus von dem Architekten Paul Möbius errichten ließ. Dieses Haus ist am 4. Dezember 1943 durch Bombenangriffe zerstört worden. Es spricht einiges dafür, dass Ernst August und die schwangere Ida Pauline in die Gottschedstraße zogen, weil er hier von Wolanke Arbeit als Geselle zu erwarten hatten. Das würde auch erklären, dass sie in den Adressverzeichnissen zwar mehrfach mit dieser Wohnanschrift erschienen, aber im Hausverzeichnis nicht aufgeführt wurden. Sie könnten in Räumen untergebracht worden sein, die der Hausbesitzer nicht als Wohnräume deklariert hatte, sie könnten genauso gut schlichtweg vergessen worden sein. Amtlich haben sie dort jedenfalls gewohnt.

In der DDR schrieb 1983 in der offiziellen Biographie Jahre nach Ulbrichts Tod Heinz Voßke, Walter Ulbricht sei in der Dachwohnung geboren worden. Das hatte auch Ulbrichts peinlichster Biograph, Johannes R. Becher, 1958 so festgehalten.¹⁸ In unveröffentlichten Dokumenten steht meistens vorsichtiger, er soll in einer Mansarde geboren worden sein und dort die ersten Lebensjahre verbracht haben. All das geht zurück auf eine der ganz wenigen autobiographischen Aufzeichnungen und Aussagen von Walter Ulbricht selbst, der 1950 schrieb: «Meine Kindheit verlief, wie es in einer Arbeiterfamilie üblich war. Mein Vater war Schneider. Um die fünfköpfige Familie versorgen zu können, mußte meine Mutter tüchtig mitarbeiten. Ich entsinne mich noch, daß wir in Leipzig in einer Dachwohnung mit schrägen Wänden wohnten.»¹⁹ Das Haus war wie das in Reudnitz kein Arme-Leute-Haus. Besitzer und Arbeitgeber Wolanke wohnte bis 1896 selbst dort in der zweiten Etage, ehe er in einen repräsentativeren und größeren Wohnraum in Leipzig-Eutritzsch umzog. Als die Ulbrichts einzogen, wohnten in dem Haus noch die Familien eines Musiklehrers, eines Instrumentenbauers (beide Parterre), eines Rechtslehrers (1. Etage) und in der dritten Etage eines Architekten. In die Wohnung des Besitzers zog später die Familie eines Offiziers (a. D.), für den Rechtslehrer kam ein «Reisender» (Vertreter), und in der Parterrewohnung ließ sich ein Kaufmann nieder. Das Haus verströmte eine bürgerliche Atmosphäre. Darin herrschten Zucht und Ordnung, Ruhe war die erste Bürgerpflicht, die Gemeinschaft trai-

nierte die sozialen Rollen unweigerlich an. Das machten die Eltern längst nicht allein.

Leipzig verfügte Ende des 19. Jahrhunderts in anderen Teilen Deutschlands trotz der Universität, trotz Handelsmessen, Eisenbahnknotenpunkt, Buchkunst und Verlagskultur, trotz des Rufes als europäisches Musikzentrum neben Wien oder Paris über keine besondere Anziehungskraft. Als Johannes Gebbing, von 1909 bis 1935 Zoodirektor in Leipzig, in den 1890er Jahren erstmals zum Studium in die Pleißestadt kam, gab ihm ein Bekannter mit auf den Weg: «Das ist doch, weiß Gott, eine unliebenswürdige Stadt, laut und unruhig und relativ arm an kulturellen Werten.» Er erlebte dann eine andere als die erwartete Stadt: «Und doch, je näher ich dem Zentrum kam, desto stärker fühlte ich den Pulsschlag der Stadt. (...) Und am Bahnhofplatz, wo damals noch, alt und rußig, mit klassizistischem Gesichter die drei Bahnhöfe standen, als hätten sie den kleinstaatlichen Geist unseres Vaterlandes auf ihre Weise versinnbildlichen wollen – auf dem einen Bahnhof kam man aus Thüringen, auf dem andern aus Preußen und auf dem dritten aus Sachsen an – und dabei doch die Bedeutung der Stadt Leipzig zum Bewußtsein brachten, war ich mit ihr ausgesöhnt.» Liebevoll erinnert sich Gebbing, dass Alt-Leipzig «noch allerlei kleinbürgerliche Züge» hatte, «die den alten Bauten gut zu Gesicht standen». Diese «frappanten Züge einer kleinbürgerlichen Ungezwungenheit» gingen «allmählich in wachsender Geschäftigkeit und in einem gesteigerten Lebensstil» unter.²⁰

Solche Erinnerungen sind interessant, weil sie einem weltberühmten Mieter in der Gottschedstraße 4 (heute: 25) ganz ähnlich zugeschrieben werden. Von Juli 1886 bis 31. Januar 1887 wohnte in der zweiten Etage von Ulbrichts späterem Geburtshaus Gustav Mahler. Er hatte es von seiner Wohnung nicht weit bis zu seiner neuen Wirkungsstätte: kaum anderthalb Kilometer zu Fuß, auf halber Strecke täglich gekrönt von Bachs Thomaskirche. Mahler wurde nicht warm mit Leipzig und erst recht nicht mit der Wohnung in der Gottschedstraße. Im Februar 1887 zog er in eine herrschaftliche Stadtvilla im Waldstraßenviertel, ein gutes Jahr später, Mitte Mai 1888, brach er seine Zelte in Leipzig ab und zog weiter. Aus der Gottschedstraße schrieb er am ersten Weihnachtsfeiertag 1886 einem Freund: «Ich saß wieder einmal allein zu Hause, und sah aus meinem Fenster die ganze gegenüberliegende Häuserreihe voller Weihnachtsbäume und Lichter.» Die düstere und einsame Stimmung teilte er auch seinen Eltern im Januar 1887 mit: «Ich werde auch ausziehen, weil es in meinem Zimmer so kalt u[nd] dunkel ist, daß ich mich nur sehr ungern darin aufhalte.»²¹ Offenbar ließ selbst die zweite Etage nicht gerade ein behagliches Wohngefühl aufkommen.

Zu Lebzeiten Ulbrichts wohnte dann in der Gottschedstraße 4 im Erdgeschoss um die Jahrhundertwende der spätere Friedensnobelpreisträger, Reichskanzler und Reichsaußenminister Gustav Stresemann. Er wechselte 1898 an die

Leipziger Universität, um sein Studium abzuschließen, und promovierte 1900 mit einer Studie über das Berliner Flaschenbiergeschäft, die keine große akademische Karriere verhieß. 1901 zog er weiter nach Dresden, wenige Jahre darauf war er einer der maßgeblichen Weimarer Politiker.

Natürlich sollte man das alles nicht überbewerten. Aber ein unbestrittenes Musikgenie, ein, wenn nicht gar der Repräsentant der ersten deutschen Demokratie und ein entschiedener Gegner genau dieser Weimarer Republik, der später einen Gegenentwurf dazu aufbaute und fast drei Jahrzehnte dessen wichtigster Lenker sein sollte – die Geschichte dieses Geburtshauses von Walter Ulbricht ließe sich auch weniger dramatisch, weniger historisch vorstellen. Es erscheint eher unwahrscheinlich, dass sich, wie ein Vertrauter Lotte Ulbrichts noch vor deren Tod spekulierte, das sechsjährige Kind und der 22-jährige Student «wechselseitig zur Kenntnis genommen haben»,²² außer vielleicht höflich einen «Guten Tag» wünschend. Hier begegneten sich zwei historische Antipoden, ohne voneinander wissen zu können, da ihre Geschichte noch vor ihnen lag. Zwei berühmte Bewohner schickten sich an, die Welt zu ändern. Ein anderer «Mitbewohner» schrieb dazu die düstere Musik, antizipierend, was noch kommen könnte. Aus Anlass des 75. Geburtstages Walter Ulbrichts publizierte die «Leipziger Volkszeitung» (Organ der SED-Bezirksleitung) eine Reportage über die aktuellen Hausbewohner. Auch ein Dreivierteljahrhundert später wohnten dort keine Menschen mit proletarischen Berufen, sondern Musiker, Tänzer, Direktoren, Angestellte. Von kommunistischen Überzeugungen oder SED-Mitgliedern ist erstaunlicherweise nicht die Rede. Eine Hauspartei «hat eine Wandzeitung gestaltet – Teil der Geburtstagsvorbereitungen in der Gottschedstraße 25.» Als Besonderheit erschien mit Fritz Globig ein alter Kampfgefährte Ulbrichts – sie kannten sich seit 1909 – und erzählte der Hausgemeinschaft aus Ulbrichts Leben.²³

Eine ganz normale Schulzeit

Walter Ulbrichts Schwester Hildegard kam am 1. August 1899, sein Bruder Erich am 18. Februar 1901 zur Welt. Die Geburt der Schwester fiel zeitlich zusammen mit Walters Einschulung. Er kam in die 5. Bezirksschule in der Elsässer Straße, von Walters Zuhause in 15 Minuten zu Fuß erreichbar. Auch nach den Umzügen der Familie 1900 und 1903 blieb der Schulweg gleich kurz. Walter wurde in den erst 1888 eröffneten imposanten Neubau eingeschult. Architekt des Schulgebäudes war Otto Brückwald, der u. a. auch das Neue Theater am Leipziger Augustusplatz mit verantwortet hatte und am Bau des Festspielhauses in Bayreuth beteiligt war.

Auf einem Foto von Ulbrichts Schulklasse sind 38 Jungen abgebildet. In die Schule gingen 1900 617 Jungen und 552 Mädchen.²⁴ Der Unterricht begann morgens um sieben Uhr und ging zunächst mit vier Unterrichtsstunden bis elf Uhr. Am Nachmittag gab es an zwei oder drei Tagen nochmals zwei Unterrichtsstunden von 14 bis 16 Uhr.²⁵ Der achtjährige Unterricht unterschied sich vom Lehrplan her nicht von Bürgerschulen oder Höheren Bürgerschulen, die soziale Zusammensetzung jedoch deutlich: Volksschule war sozialpolitische Klassenschule. 90 Prozent der Reichsbevölkerung gingen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges auf die Elementarschule – die größte Klasse sind die Armen. Die Schule, in deren Gebäude 1952/53 eine der ersten Kinder- und Jugendsportschulen der DDR einzog und die zugleich eine Grundschule bzw. später eine POS beherbergte, trug nach einem Beschluss von 1976 zwischen 1980 und 1990 den Namen ihres berühmtesten Schülers. Auf der Homepage der Schule erfährt man heute zwar, dass diese Schule nach Walter Ulbricht hieß, nicht aber, warum eigentlich.²⁶ Da von dieser Schule keine Unterlagen aus Ulbrichts Schulzeit archiviert wurden, verfügen wir nur über sehr vage Angaben zu dessen Schulerfolgen. Drei in der DDR erschienene Berichte, einer von Ulbrichts Freund Johannes R. Becher, einer von seinem engsten Mitarbeiter Otto Gotsche und einer von dem Funktionär Klaus Hilbig, stellen offizielle Selbstauskünfte Ulbrichts dar. Demnach lernte Walter «zuverlässig und brachte gute Noten mit nach Hause».²⁷ Er sei kein Musterschüler gewesen, aber sehr wissbegierig. Der Klassenlehrer habe, was auf gute Leistungen schließen lassen, ihn für ein Studium vorgeschlagen.²⁸ Überprüfbare Quellen für diese und viele andere Kindheitsschilderungen gibt es nicht.

Ulbricht habe nicht am Religionsunterricht teilgenommen, da seine Eltern kurz nach seiner Geburt aus der Kirche ausgetreten seien.²⁹ 1938 schrieb Ulbricht, der Vater sei 1896, die Mutter kurz vor ihrem Ehemann ausgetreten.³⁰ Im Kaiserreich stand zwar ein Großteil der Arbeiter in Distanz zu den Volkskirchen, nur ein verschwindend geringer Teil jedoch trat aus einer der Kirchen auch aus. Der Sprung in die völlige Konfessionslosigkeit war vielen Arbeitern zu groß. Seine beiden später geborenen Geschwister wurden vom Prediger der Deutsch-Katholiken, einer freireligiösen Gemeinde, getauft.³¹ Ernst Ulbricht trat am 13. Februar 1899 der Deutsch-Katholischen Gemeinde bei.³² Walter Ulbricht selbst war noch am 15. Oktober 1893 protestantisch getauft worden. In die Vorschule ging Ulbricht in den Leipziger Pestalozzi-Kindergarten.

Die Schulpflicht in Deutschland war seit den 1870er Jahren faktisch durchgesetzt. In den Volksschulen erreichte etwa die Hälfte der Schüler den höchsten Abschluss gar nicht oder nicht in der vorgesehenen Zeit. Ein deutliches Stadt-Land-Gefälle war zu verzeichnen. Die Moderne hielt zunächst in der Stadt Einzug, auch ablesbar an moderner eingestellten Lehrern, obwohl sie die Prügel-

strafe (Züchtigungsrecht) so selbstverständlich regelhaft anwendeten wie die Eltern zu Hause. Ob Walter Ulbricht davon betroffen war oder ob er zu den wenigen Kindern zählte, die von Lehrern und Eltern nicht körperlich «gezüchtigt» wurden, ist nicht bekannt. Schule sollte bilden und disziplinieren, den sprichwörtlich gewordenen «Untertan» erziehen, der antisozialistisch eingestellt sein sollte, strikt monarchisch. Das klappte nicht in dem Maße, wie es sich die Obrigkeit erdacht hatte. Die Sozialdemokratie wurde stärker und stärker, gerade in den jüngeren Bevölkerungsgruppen. Walter Ulbricht ist nur ein Beispiel dafür, wie sich das System gegen sich selbst drehte. Aber zur Ehrrettung sei hinzugefügt: Die basalen Lernerfolge der Volksschule waren durchschlagend. Nicht nur Walter Ulbricht, auch viele andere sozialdemokratische und später kommunistische Funktionäre, die sich oft als Redakteure, Journalisten, Autoren betätigten, waren in einem ausgezeichneten Maße der deutschen Sprache in Wort und Schrift mächtig. Dazu mögen auch spätere Parteischulen und «die Redaktionsstuben der Arbeiterpresse» als «Hochschulen für den Arbeiter Nachwuchs»³³ beigetragen haben, die Basis jedoch legte das so viel geschmähte Volksschulsystem im Kaiserreich. Ulbrichts Biographen in der DDR haben zu dessen Lebenszeit hagiographisch seine Schulzeit zu einem Kampf mit der Bourgeoisie umgedeutet. Jahre vor seinem zehnten Lebensjahr stand er in der «Schulfront»: «gut», «beliebt», «gewitzt», «stolz», «eifrig», «zuverlässig», natürlich «politisch aufgeweckt» mit acht, neun Lebensjahren.³⁴

Walter als ältestes Kind musste im Haushalt und bei den Arbeiten seiner Eltern entsprechend seinen Altersmöglichkeiten mithelfen. Kinderarbeit war auch im Kaiserreich eine verbreitete Erscheinung, wenn auch nicht mehr so ungezügelt wie noch Mitte des Jahrhunderts. Sie war in der veränderten Gewerbeordnung 1891 und einem speziellen Gesetz für Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben 1904 geregelt worden. Hunderttausende schulpflichtige Kinder arbeiteten nach Erhebungen des preußischen Innenministeriums außerhalb von Fabriken in den Gewerben ihrer Eltern mit.³⁵ Unter Zehnjährige durften gar nicht, Elf- bis Dreizehnjährige nur nach strengen Vorgaben arbeiten, die Schule sollte Vorrang haben. Bei der Heimarbeit haben solche Vorschriften wenig genützt. Die Eltern waren auf die Hilfe ihrer Kinder angewiesen. Von Walter Ulbricht wird berichtet, er habe die geschneiderten Kleidungsstücke seines Vaters aufgetragen. Kindheit auszuleben, war ein Privileg des Besitzbürgertums, gleichwohl war Kindheit im Kaiserreich keineswegs eine freudlose, immerwährende Anstrengung.

Von Walter Ulbricht gibt es nur wenige Selbstzeugnisse. In einer Rede anlässlich des internationalen Frauentages am 8. März 1967 kam er geradezu ins Plaudern über seine Kindheit. «Mein Vater und meine Mutter waren Arbeiter, aber es waren klassenbewußte Arbeiter ... in der Familie ... herrschte die

Atmosphäre von linken Sozialdemokraten der damaligen Zeit, als die Sozialdemokratie noch mehr oder weniger marxistisch war. Die Eltern haben dafür gesorgt, daß wir richtig lernten, auch wenn wir mal keine Lust hatten, was vorkommen soll. (Heiterkeit) Da gab es nichts, da durfte nicht hinausgegangen werden, bevor die Schularbeiten fertig waren. Da herrschte Ordnung, absolute Ordnung. Nachdem man sich das ein paar Jahre lang angewöhnt hatte, ging das normal weiter. (Heiterkeit) Es ist doch immer ein gewisser ... [Kampf beim Kinde] zwischen dem Lernen und dem Fußballspiel. Das Lernen ging immer vor, mit Liebe und manchmal auch mit Zwang, aber es ging gut. (...) Bei uns zu Hause wurde sehr viel gelesen, hauptsächlich marxistische Literatur, aber auch die Klassiker. Meine Mutter sorgte dafür, daß ich schon zu der Zeit, als ich noch die Schule besuchte, zu bestimmten Zeiten, im Monat mindestens einmal, ins Theater ging. (...) Obwohl die Eltern nicht viel Geld hatten – dafür mußte es aufgebracht werden. (...) Es gehörte zur Ordnung, daß jede Woche zum Turnunterricht gegangen wurde.»³⁶ Interessant, wie wichtig Ulbricht der Zusammenhang zwischen Zwang und Einsicht war. In einem Aufsatz für einen Kinderkalender 1950 schrieb er: «Obwohl nicht nur mein Vater, sondern auch meine Mutter arbeitete, fanden sie doch Zeit, sich darum zu kümmern, wie wir lernten. Vater und Mutter sahen ständig die Schulhefte durch. Bevor nicht die Schularbeiten gemacht waren, durfte ich nicht zum Fußballspiel gehen. Mein Vater suchte auch oft den Lehrer auf und erkundigte sich nach meinem Verhalten in der Schule.»³⁷ Ulbricht bolzte auf dem Gelände, auf dem er später die Hochschule für Körperkultur und Sport in Leipzig errichten ließ.³⁸

Er berichtete, dass in seine Schulklasse neben ihm drei weitere Kinder gingen, deren Väter Sozialdemokraten waren. «Deshalb nannte man uns die Roten.»³⁹ Am Lebensabend sagte er über seine Schulzeit: «Selbst in der Zeit der Schulreaktion vor dem Ersten Weltkrieg wirkten an Leipziger Volksschulen viele Lehrer, die für den Fortschritt eintraten.»⁴⁰ Ende der 1960er Jahre erzählte Ulbricht in einem Fernsehgespräch: «Ich war ein normaler Junge, der gelernt hat, gern Fußball spielte und sich geprügelt hat. In der Vorschulzeit besuchte ich einen Pestalozzi-Kindergarten. Bei uns zu Hause herrschte Ordnung.» Die Eltern achteten streng auf die Erledigung der Schulaufgaben und legten Wert auf «körperliche Erziehung», der «Vater ging mit mir schwimmen».⁴¹ Übereinstimmend wird der Vater als ein ruhiger, disziplinierter Mann geschildert; die Mutter habe den größeren Einfluss auf die Kinder ausgeübt.

Ein Lehrer blieb besonders im Gedächtnis: «Im Gegensatz zu den meisten Lehrern der Schule war der Hauptlehrer in der Volksschule ... ein fortschrittlicher Mann und verfügte über beachtliche naturwissenschaftliche Kenntnisse.» Der Lehrer hieß Rudolf Schmidt.⁴² Er «unternahm zweimal im Jahr mit seinen Schülern Wanderungen von je zwei Tagen. Das Fahrgeld wurde von der Schule

bezahlt, während für alles andere, Verpflegung, Übernachtung, der Lehrer aufkam. Dieser Lehrer hat in Walter Ulbricht das Interesse für Naturwissenschaft geweckt und ihn angeregt, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse durch das Studium der Schriften von Darwin, Bölsche und Haeckel zu erweitern.»⁴³ Johannes R. Becher «dichtete», dass sich der 11-, 12-, 13-Jährige mit Evolutionstheorie und Monismus befasste, zwei Denkrichtungen, die noch Relevanz für Ulbrichts Werdegang haben sollten. Der erzählte freilich 1960, dass er sich mit Haeckel erst im Rahmen der Arbeiterjugendbewegung beschäftigt habe.⁴⁴ «Immerhin» datierte Becher Ulbrichts erste Leseerfahrungen mit den Schriften der Arbeiterbewegung nicht näher und belässt sie im Ungefähren. Ein anderer, ungleich glanzloserer Schreiber datierte diese um Ulbrichts zehnten Geburtstag.⁴⁵ Hildegard, Ulbrichts sechs Jahre jüngere Schwester, meinte in ihrem einzigen Gespräch mit Journalisten über ihren Bruder 1961, ihr Bruder sei sehr «strebsam» gewesen. «Wir waren alle sehr strebsam. Wir haben als Kinder enorm gearbeitet für die Schule. Bei uns zu Hause wurde nie Schund gelesen, niemals. Nur die Werke unserer Klassiker, nur das wahrhaft Edle und Gute haben wir gelesen ... Ja, auch Walter, soweit ich mich erinnern kann.»⁴⁶

Von Walter Ulbrichts Mitschüler*innen sind etwa 60 namentlich bekannt. Die häufig wiederholten Geschichten, Ulbrichts sei als Kind ein Außenseiter gewesen, kontaktscheu und gemieden, stammen ausschließlich aus Erinnerungen, die wiedergegeben wurden, als Ulbricht bereits mächtigster Mann in der DDR war. Und woher der «stern» und Gerhard Zwerenz 1961 in ihrer von Erfindungen, Halbwahrheiten und schlichten Lügen geprägten Serie über Ulbricht wissen wollten, dass die «meisten seiner ehemaligen Klassenkameraden ... Leipzig in den letzten zwölf Jahren fluchtartig verlassen» mussten, aus «Angst vor dem Mann, den sie einst als Knaben verhöhnt» hatten, bleibt ihr Geheimnis. Sie meinten, der «blasse, spitzgesichtige Junge aus dem Leipziger Hurenviertel hat sich als Meister im Rachenehmen entpuppt.»⁴⁷

So politisch verständlich solche Einlassungen im Jahr des Mauerbaus auch waren, solche in die Vergangenheit hineinprojizierten Abrechnungen erklären nur die Gegenwart, in der sie abgegeben werden. Das trifft auch auf weitverbreitete Gerüchte zu, Walter Ulbricht wäre Bordellbesitzer und Zuhälter gewesen. Der «Spiegel» berichtete 1960: «Tatsächlich gab es in der DDR einschlägige Prozesse, deren bislang letzter im vorigen Jahr dem Gießer Georg Walter Gleißner vor dem Kreisgericht Delitzsch gemacht worden war. Der Beschuldigte hatte behauptet, er habe mit Walter Ulbricht während dessen frühen Leipziger Jahren Skat gespielt und wisse, daß der heutige Staatsratsvorsitzende seinerzeit Bordellbesitzer und Zuhälter gewesen sei.»⁴⁸ Walter Gleisner, so die richtige Schreibweise, wurde bereits am 25. April 1958, also ein Jahr früher, zu acht Monaten Gefängnis wegen «Staatsverleumdung» verurteilt. Er erzählte, er

sei selbst bis 1933 Mitglied der KPD gewesen. Bereits am 8. Juli 1957 war ein junger Arbeitskollege von Gleisner wegen des gleichen Deliktes zu vier Monaten Haft verurteilt worden. Er hatte weiter erzählt, was er von Gleisner gehört hatte.⁴⁹

Dass von den 60 Mitschüler*innen einige nach DDR-Gründung in die Bundesrepublik flohen, ist statistisch sehr wahrscheinlich. Ebenso muss aber angenommen werden, dass einige aus dem Ersten Weltkrieg nicht zurückkamen, andere im Zweiten Weltkrieg ihr Leben verloren und noch andere wiederum vor 1945 Leipzig den Rücken gekehrt hatten. Einige lebten und starben in Leipzig. Carlo Schiereck zum Beispiel ging mit Ulbricht sowohl in die Volks- als auch die Gewerbeschule. Er erlernte auch den Beruf eines Tischlers. Nach 1945 arbeitete Schiereck, wie ein Kollege berichtete, in einem Leipziger Betrieb zur Herstellung von Reinigungsmitteln. Über Ulbricht soll er gesagt haben, dieser «war gesellig, verträglich und lebhaft als Lehrling wie als Schüler».⁵⁰ Ein anderer Schulkamerad lebte, als er Ulbricht 1967 einen Erinnerungsbrief schrieb, in Strittberg im südlichen Baden-Württemberg (Südschwarzwald). Carl Blödtner's Brief lässt den Alltag der Jungen um die Jahrhundertwende erahnen: «Ihrer erinnere ich mich noch gut. Dafür ist unter anderem das der Grund, daß ich Sie immer «Ullrich» rief, bis Sie mir einmal wütend sagten: «Ich heiße nicht Ullrich, sondern Ulbricht!», worüber ich sehr erstaunt war. (...) Hier spielten wir Räuber und Gendarm oder Trapper und Indianer. (...) Wir haben uns vertragen und auch manchmal geschlagen, eben wie richtige Leipziger Raben. Aber wir hatten einen gemeinsamen Feind: Die Blauen, also die Leipziger Schutzleute in ihrem blauen Rock, mit umgeschnalltem Säbel, mit Pickelhaube und einen oft beachtlichen Bauch. Besonders haßten wir die Berittenen am 1. Mai. Wir waren natürlich immer flinker als die Blauen. In der Gerberschlippe war eine große Holzhandlung mit einem riesigen Hof und großen Schuppen. Hier hatten wir es dann abends wieder mit dem braven Nachtwächter zu tun. Natürlich gibt es auch andere Erinnerungen, und es war manches nicht immer so schön. Arm waren wir alle, und trotzdem gab es immer noch ärmere unter uns, und mancher mußte sich sein Taschengeld als kleiner Junge schon durch eine «Aste» verdienen. Eine «Aste» war eine Arbeitsstelle am Nachmittag, zwei Mark pro Woche war schon ein viel beneideter Verdienst, mit dem auch oft die Mutter daheim rechnen mußte.»⁵¹ In der Erinnerung von Blödtner waren er und Ulbricht gute Kumpels. Eine Antwort erhielt er nicht. Die meisten von Ulbrichts Mitschülern blieben Arbeiter, Max Schumann oder Otto Krug zum Beispiel beide bis zum Tod in Leipzig. Ebenfalls in der Pleißestadt blieb Hermann Teich, der seit 1912 als Postangestellter tätig war. Gemeinsam mit Ulbricht war er, der Sohn eines unteren Polizeibeamten, vom 6. bis 8. Lebensjahr in die Bürger- und dann von 1907 bis 1911 in die Gewerbeschule gegangen, er erlernte ebenfalls

den Tischlerberuf, musste ihn aber aus gesundheitlichen Gründen aufgeben. Im Ersten Weltkrieg diente er in einer sächsischen Telegrafeneinheit. 1919 trat er der SPD, 1946 der SED bei. Mit seiner Ehefrau Else Teich, die über keine Ausbildung verfügte, lebte er seit 1922 ununterbrochen in derselben Wohnung. Sie hatten im Jahr ihrer Hochzeit 1919 eine Tochter bekommen. Wie ihr Mann war auch Else Teich SED-Mitglied. Er kooperierte mit der Stasi, erst von 1959 als Kontaktperson, dann von 1961 bis zu seiner Berentung 1963 als Geheimer Informator. Ab 1968 stellten sie ihre Zweiraumwohnung dem MfS als konspirativen Treffort zur Verfügung, zur Absicherung wurde 1975, zwei Jahre nach dem Tod des Vaters, auch die Tochter verpflichtet.⁵² Persönliche Kontakte zwischen Ulbricht und Teich nach den gemeinsamen Schulzeiten sind nicht überliefert.

Ein anderer Mitschüler von Ulbricht, Curt Grünthaler, erfuhr 1968 die offizielle Ehre, als einer von Ulbrichts engsten Jugendfreunden bezeichnet zu werden.⁵³ Sie gingen zusammen in die Volksschule, Grünthaler konnte anschließend keinen Beruf erlernen, weil er seine schwerkranke Mutter finanziell unterstützen musste. Politisch schloss er sich dem Spartakusbund, dann der KPD, 1923 der KAP, 1926 wiederum der KPD an, die schloss ihn aus, weshalb er 1928 der SPD beitrug. Von den Nationalsozialisten mehrfach inhaftiert (Bautzen, Sachsenhausen, Buchenwald) und ständig unter Polizeiaufsicht stehend, überlebte er und stellte sich ab 1945 in den Dienst des Neuaufbaus. In Zwickau arbeitete er seit 1950 als technischer Leiter beim Rat der Stadt, hier war er ebenso wie ab 1955 als Werkleiter in Rostock für die Gasversorgung zuständig. Auch Grünthaler und seine Frau stellten seit 1957 ihre Dreiraumwohnung dem MfS als konspirativen Treffort zur Verfügung.⁵⁴

Auch wenn dies nur wenige Beispiele sind, sie verdeutlichen: Walter Ulbricht war in seiner Schulzeit weder ein Außenseiter, noch war sein politischer Werdegang atypisch. Ganz im Gegenteil: Die Hinwendung zur organisierten Arbeiterbewegung war eine Massenbewegung – die Menschen wollten ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen, ihre soziale und politische Situation eigenverantwortlich verändern.

Alltägliches Familienleben

In der Schul- und Ausbildungszeit von Walter zog die Familie dreimal um. Kurz nach der Einschulung schlugen sie, mittlerweile zu viert, ihr Quartier 1899 in der Alexanderstraße 14 (im Abschnitt der heutigen Max-Beckmann-Straße) im vierten Stock auf. Die neue Wohnung lag nur wenige Fußminuten von der alten entfernt. Das Haus fiel Bomben im Zweiten Weltkrieg zum Opfer. Auch hier wohnten Bürgerliche: ein Rechtsanwalt, zwei Kaufleute, ein Zahnarzt, ein

Allgemeinmediziner oder ein Galvanoplastiker. Bei ihrem Einzug befand sich im Erdgeschoss ein Herrengarderobengeschäft, bei ihrem Auszug nur drei Jahre später war an dessen Stelle eine Schuhwarenhandlung gerückt. In dieser Zeit arbeitete der Vater als selbstständiger Schneider, ehe er in der Schneiderfirma von Johann Glubka, später Glubka & Sohn (Bruno) anfang zu arbeiten. Deren Werkstatt befand sich in der Gottschedstraße.⁵⁵ Für Glubka arbeitete Ernst Ulbricht viele Jahre. 1902 zog die nunmehr fünfköpfige Familie in die Kolonnadenstraße 17. Luise Flavin, Tochter von Hildegard, erinnerte sich, dass sie häufig bei ihrem Opa in Leipzig war, der wohnte seit 1917 im nahe gelegenen Naundörfchen 26: «Er arbeitete in einer Herrenschniderei und kam zum Mittagessen nach Hause. Dann legte er sich für kurze Zeit aufs Sofa und schlief. Ich erinnere mich, daß dort ein Kissen lag, auf dem «Nur ein Viertelstündchen» eingestickt war. Und länger schlief der Großvater auch nicht. Das hat mich als Kind fasziniert, wie man so schnell in Tiefschlaf versinken konnte.»⁵⁶

In dem Haus in der Kolonnadenstraße 17, das wie das vorherige einem Schlossermeister gehörte, wohnten die Ulbrichts wieder in der vierten Etage. Außer ihnen lebten hier der Besitzer selbst, Kaufleute, ein Instrumentenbauer und ein Weinstubenbesitzer, im Erdgeschoss befand sich ein Geschäft. Hier lebten sie bis 1909/10, ehe sie erneut in die Alexanderstraße umzogen, in das Haus Nr. 5 (im Abschnitt der heutigen Max-Beckmann-Straße), wo die Eltern bereits einmal 1892/93 vor dem Umzug in die Gottschedstraße gewohnt hatten. In diesem Haus lebten nur Arbeiter- und Handwerkerfamilien, die Ulbrichts im dritten Stock, in der obersten Etage. Die eher homogene soziale Zusammensetzung hing wohl damit zusammen, dass auf dem Hinterhof eine größere Firma Eisenkonstruktionen und Kunstschmiedearbeiten fabrizierte und in Anzeigen pries, dies alles mit modernsten Mitteln, «mit Dampftrieb» zu bewerkstelligen.⁵⁷ Das war nicht nur laut, sondern auch nicht geruchsneutral. Die Wohnqualität war schlechter geworden, wenn die Wohnung auch mehr Platz für die fünfköpfige Familie bot.

Tochter Hildegard erinnerte sich 1961, dass ihr Vater ein sehr guter Schneider gewesen sei: «Er hat immer nur die besseren Sachen machen müssen bei der Firma Glubka & Sohn. Die schwarzen Röcke anspruchsvoller Kunden hat er gemacht. Einmal den Rock eines Dirigenten, was besonders schwierig ist, weil der Ärmelausschnitt weiter sein muss.»⁵⁸ 1968 schrieb eine Frau aus Seelbach im Schwarzwald einen Leserbrief an den «Kölner Stadtanzeiger». Ernst Ulbricht sei ein ausgezeichnete Schneider gewesen, «denn mein Mann, der Rauchwarenhändler Martin Marcus, und seine Söhne sowie andere verwöhnte Herrn ließen bei ihm arbeiten. Herr Walter Ulbricht hatte eine gute Kinderstube, er war sehr strebsam und hatte für alles reges Interesse.» Der liberale Gemeindeprediger, der Rabbiner Felix Goldmann, habe ebenso «noch 1934» mit Respekt

von der Familie (und insbesondere Walter Ulbricht) gesprochen wie der Leipziger Oberbürgermeister Goerdeler.⁵⁹ Ein enger Jugendfreund von Walter Ulbricht, Alfred Arnhold, Tischler, Parteimitglied seit 1906 und bis zu seinem Tod 1963 in Leipzig lebend, erinnerte sich 1961: Ulbricht «war wirklich ein Schneidermeister, der seinen Beruf kannte und liebte. (...) Für mich war es auch selbstverständlich, daß ich mir meinen Hochzeitsanzug (1913) von ihm schneiden ließ.»⁶⁰ Sehr kameradschaftlich hatte Richard Kunadt den alten Ulbricht, seinen «Freund und Genossen», in Erinnerung behalten: «Er war ein kleiner Schneidermeister. (...) Genosse Ernst Ulbricht war kaum mittelgroß, fast hager und mit dem damals üblichen Bartwuchs. (...) Dabei war er in seinem ganzen Wesen ein einfacher und äußerst bescheidener Mensch.»⁶¹ Ähnlich warm schrieb der 72-jährige Johannes Otto, ein, wie er sich selbst bezeichnete, «alter Arbeiter- und Gewerkschaftsveteran», Heiligabend 1971 an Walter Ulbricht: «Er war mir in den Jahren 1924 bis zu seinem Tode ein lieber und treuer Kollege bei der Firma Glubka u. Sohn. Ich bin auch bei der Urnenbeisetzung Ihres Vaters auf dem Südfriedhof zugegen gewesen.»⁶² Er legte zwölf Fotos bei. Walter Ulbricht zeigte sich angetan und traf sich im Juli 1972 zu einem längeren Gespräch mit dem früheren Arbeitskollegen seines Vaters.⁶³

Ernst Ulbricht hat die politische Entwicklung seines Sohnes wohl nicht unerheblich beeinflusst. Bei Ulbrichts Mutter ist das weniger offenkundig. Ob sie ausgebildete Schneiderin war, wie in der Literatur zuweilen zu lesen ist, kann anhand von Quellen nicht nachvollzogen werden. Ulbricht erinnerte sich 1967: «Meine Mutter hatte ein schweres Leben. Sie mußte den Haushalt führen, 3 Kinder erziehen und an der Nähmaschine sitzen, um meinem Vater bei der Arbeit als Schneider zu helfen.»⁶⁴ Ihre Kinder berichten, sie hätte auf schöngeistige Literatur, die deutschen Klassiker, ebenso Wert gelegt wie auf regelmäßige Theaterbesuche. In der Arbeiterbewegung wurden Kampagnen gegen «Schundliteratur» geführt. Ulbricht berichtete, ihn hätten vor allem Lessings «Nathan der Weise» und Beethovens IX. Sinfonie tief berührt.⁶⁵ Ulbrichts Mutter erscheint in den wenigen Schilderungen als eine klassenbewusste, sozialdemokratische Frau, die offenbar von ihrem Ehemann politisch nicht agitiert zu werden brauchte und wie der Vater Mitglied der SPD gewesen sein soll. Bebels Buch «Die Frau und der Sozialismus» habe sie tief beeindruckt. Das ist bemerkenswert, weil um 1900 nur weniger als fünf Prozent der SPD-Mitglieder Frauen waren und weil es Frauen bis 1908 generell versagt war, sich politisch zu organisieren.⁶⁶

Von Marx zum Marxismus: Die Sozialdemokratie

Als Ulbricht geboren wurde, lag die Aufhebung des Sozialistengesetzes 3,5 Jahre zurück. Diese zwölf Jahre der Verfolgung und des faktischen Verbots – nur im Reichstag war die Betätigung erlaubt – ließen die Sozialdemokratie als soziale und politische Bewegung anwachsen. Im Vergleich zu den Reichstagswahlen von 1878 hatten sich bei den Reichstagswahlen 1890 die Mandate fast vervierfacht, die Anzahl der absoluten Stimmen verdreifacht, und die Sozialdemokraten errangen erstmals die meisten Stimmen für den Reichstag. Nur etwa ein Fünftel der Deutschen verfügten damals über das aktive Wahlrecht. Die SPD baute bis zum Ersten Weltkrieg ihre Prozentpunkte erheblich aus, aufgrund der Wahlkreiseinteilung – diese benachteiligte urbane Zentren, da hier pro Wahlkreis mehr Menschen lebten als in ländlichen Regionen – wurde sie erst 1912 auch die Partei mit den meisten Mandatsträgern. Dabei waren von den SPD-Wählern etwa «nur» die Hälfte Arbeiter, die zweitgrößte Wählergruppe stellten Angestellte/Beamte, gefolgt von Selbstständigen. Sachsen galt vom Aufkommen der Arbeiterbewegung bis zum Ende der Weimarer Republik als «Rotes Königreich».

International war die SAP (ab 1890 SPD) bei der Gründung der Zweiten Internationale 1889 die stärkste Arbeiterpartei. Just in dieser Zeit entstand der Marxismus: Die «Erfindung des Marxismus»⁶⁷ erfolgte durch die erste Generation nach Marx – Eduard Bernstein und Karl Kautsky, Rosa Luxemburg und Victor Adler, Jean Jaurès, Paul Lafargue und Jules Guesde, Wladimir I. Lenin, Peter B. Struve und Georgi W. Plechanow. Ulbricht wurde in eine Zeit hineingeboren, als sich der Marxismus als theoretisches Instrumentarium und politisches Kampfmittel kraftvoll entfaltete. Inmitten der Bürgergesellschaft entwickelte sich eine Klasse, die erst in der Konstruktion mancher marxistisch-leninistischer Theoretiker sozial und politisch homogen erschien. Nation, Religion, Geschlecht, Region, nicht zuletzt die Stellung im Produktionsprozess und der damit verbundene Lohn differenzierten die Arbeiterschaft erheblich. Die Frage, was eine Klasse und wer Arbeiter sei, hat die Forscher im 20. Jahrhundert weitaus mehr umgetrieben als die Zeitgenossen im 19. Jahrhundert.⁶⁸ Kleine Handwerker wie Ernst August Ulbricht zählten selbstverständlich zur Arbeiterklasse, auch wenn er sich selbst eher nicht so gesehen haben mag. Die Überwindung des «romantischen Antikapitalismus» in der organisierten Arbeiterbewegung, wie Georg Lukács die Sozialkritik im Vormärz unter Idealisierung früherer Epochen zuspitzend bezeichnete,⁶⁹ erfolgte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Der Traum von der sozialen Gleichheit und der politischen Partizipation aller war viel älter, aber erst im 19. Jahrhundert wurde aus ihm eine mächtige

politische Emanzipationsbewegung. In den 1880er und frühen 1890er Jahren entstanden in vielen Staaten Europas marxistisch orientierte Parteien, die eine Reaktion auf die Krise des Kapitalismus darstellten und weit über die Arbeiterbewegung bis hinein in bürgerliche Kreise wirkten. Die einstige Revolutionsfurcht der Herrschenden war nicht gewichen, aber anders als etwa von Bismarck, der bewusst eine Politik von «Butterbrot» (Sozialpolitik) und «Peitsche» (Sozialistengesetz) gleichermaßen betrieb, wurde nun eine stärkere Integration der Arbeiterschaft durch Sozialpolitik und politische Teilhabe gefordert. Ziel sollte nicht nur die Beruhigung und Versöhnung der Arbeiterklasse mit dem Kapitalismus sein, dieser sollte wirtschaftlich gestärkt und politisch besser legitimiert werden.⁷⁰ Parallel entbrannte in der Sozialdemokratie eine Revisionismusdebatte, die den Weg zum Sozialismus in Revolutionäre und Evolutionäre schied. Sie trug entscheidend zur sich abzeichnenden Spaltung der Arbeiterbewegung bei. Die Aufspaltung der sozialistischen Bewegung in verschiedene, bald kaum überschaubare Interessengruppen «veränderte», wie Eric Hobsbawm festhielt, «die Art der Diskussionen innerhalb des Marxismus, das Wesen der sozialistischen Bewegungen sowie die Wirkung des Marxismus außerhalb davon».⁷¹

Obwohl Arbeitslosigkeit im Kaiserreich kein Massenphänomen war, stellte sie ein soziales Problem dar. Die am 2. Juli 1893 erstmals erschienene und später auch von Ulbricht gelesene «Holzarbeiter-Zeitung», das «Organ des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes», veröffentlichte regelmäßig Statistiken, die veranschaulichten, dass zum Beispiel die Berufsgruppe der Holzarbeiter, zu der Ulbricht später als Tischler zählen würde, von Arbeitslosigkeit immer betroffen war, wengleich die Prozentzahlen niedrig blieben. Verbreiteter waren Kurzzeitjobs und häufige Arbeitsplatzwechsel. Noch stärker fiel ins Gewicht, dass das proletarische Lebensniveau trotz Arbeit und wachsender Reallöhne um die Jahrhundertwende niedrig blieb, zum Teil trotz Arbeit in großer Armut.⁷² In Sachsen galten 1886 drei Viertel der Bevölkerung als arm: «Wahrlich, die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Klassen in Sachsen ist eine traurige, verzweiflungsvolle.»⁷³ In Leipzig traf dies mehr als die Hälfte der Einwohnerinnen und Einwohner, obwohl die Arbeitslosigkeit sehr niedrig ausfiel.

Zeitungsmeldungen an Ulbrichts Geburtstag

Wenn man in den Tageszeitungen blättert, die an Ulbrichts Geburtstag, einem Freitag, und dem nachfolgenden Samstag erschienen, kann man von all dem etwas erahnen. Es war wegen einer umstrittenen Heeresvorlage zur Auflösung des Reichstages und zu Neuwahlen gekommen. An Ulbrichts Geburtstag stand

in allen Zeitungen der Ausgang der Stichwahlen zum Reichstag im Mittelpunkt. Die «Sächsische Arbeiter-Zeitung» kommentierte: «Die Sozialdemokratie, die entschiedenste Feindin des militärischen Systems und der Volksbelastung ... überflügelt nunmehr selbst die stärkste aller anderen bürgerlichen Parteien, das Zentrum, um etwa eine halbe Million Stimmen, sie würde bei gerechtem Proportionalwahlsystem an 100 Reichstagsmandate innehaben.»⁷⁴ Die SPD erhielt 44, das Zentrum mit absolut rund 320 000 weniger Stimmen 96 Reichstagsitze. Die konservative «Norddeutsche Allgemeine Zeitung» attackierte heftig die «Internationale»: Systemstürze, Regierungsumbrüche und gewalttätige Auseinandersetzungen in Europa würde diese befördern und anstreben.⁷⁵ Der «Vorwärts», das Zentralorgan der SPD, wehrte sich: «Blos so verlogene Reptilien, wie sie in der «Norddeutschen Allgemeinen Zeitung» ihr Unwesen treiben, können sich ... erkönnen, von Wahlunregelmäßigkeiten ... zu sprechen, und die vereinzelt Ausschreitungen, die vorkamen, ... systematisch zurückzuführen «auf eine Methode des Wahlkampfes der Herren Richter, Lieber und Bebel, welche die Geschäfte der Feinde des inneren und der Feinde des äußeren Friedens besorgen». (...) Von Wahlunregelmäßigkeiten hätten übrigens die Vertreter der konservativen Parteien am stillsten zu sein, ihre brutalen Eingriffe in die Wahlfreiheit wiegen bedeutend schwerer als alles, was an Ordnungswidrigkeiten seitens der Gegner der Militärvorlage selbst nach Meinung der «Norddeutschen» vorgefallen ist.»⁷⁶ Noch bis 1899 versuchten die Konservativen, die Sozialdemokraten mittels Gesetzen zu bekämpfen. In Sachsen, in Ulbrichts Heimat, war die Regierung erfolgreich. Hier ist 1896 das Zensuswahlrecht zugunsten des besitzfreundlichen Dreiklassenwahlrechts handstreichartig abgeschafft worden. Die Sozialdemokraten verloren ihre sämtlichen Vertreter im Landtag, «eine Herausforderung, auf die das sächsische Proletariat mit Verbitterung und einem deutlichen Ruck nach links reagierte.»⁷⁷ Erst 1909 kam es in Sachsen zu einer neuen Wahlrechtsreform mit der Folge, dass die Sozialdemokratie mehr als ein Viertel aller Mandate errang. Diese politische Stimmung in Sachsen prägte viele, gerade junge Sozialdemokraten, auch Walter Ulbricht. Das «Leipziger Tageblatt» behauptete am 30. Juni 1893 auf seiner Titelseite, es sei «ein Kennzeichen absterbender Parteien, daß sie zu Gewaltthätigkeiten Zuflucht nehmen». Nur für die Sozialdemokratie sei noch keine Götterdämmerung angebrochen. Wahrheitswidrig fügte sie hinzu: «Wenn ihre Anhänger sich ganz besonders in Ausschreitungen ... hervorgethan haben, so liegt die Frage nahe, ob man sich in diesem Lager nicht nach den Fleischöpfen des Socialistengesetzes zurückzusehnen beginnt. Auf Stillung hätte diese Sehnsucht allerdings nicht zu rechnen.»⁷⁸ Die Gegner der Sozialdemokratie schreckten nicht vor Unterstellungen und Verleumdungen zurück.

Der Zukunftsstaat und Hegels Reisegepäck

Dem seit Mitte des Jahrhunderts viel diskutierten «Zukunftsstaat» bescheinigte das «Leipziger Tageblatt»: «Indessen ist es in unserem schnöden Klassenstaat Jedermanns gutes Recht, zu sein und zu werden, was er will, und namentlich Socialdemokraten ist es nicht zu verargen, wenn sie von der Freiheit Gebrauch machen, die sie in dem – nach der Versicherung ihrer Führer Engels und Bebel – um 1898 hereinbrechenden Zukunftsstaate nicht mehr genießen können.»⁷⁹ Dabei war der sozialdemokratische «Zukunftsstaat», wie ihn Bebel in seiner berühmten, 1879 erstmals veröffentlichten und breit rezipierten Schrift (50 Auflagen allein bis 1909) «Die Frau und der Sozialismus» entwickelt hatte, ein sozialistischer «Volksstaat», ein «Staatssozialismus», der sich aus dem Kapitalismus heraus entwickeln würde, «zwangsläufig», gesetzmäßig, aber nicht die Errungenschaften des Kapitalismus zertrümmernd, sondern diese dem Allgemeinwohl zuführend in einem großangelegten Sozialisierungsprozess, ohne Privateigentum gänzlich abzuschaffen. Bebels Buch und das Erstarken der Sozialdemokratie trotz Sozialistengesetz entfachte eine breite publizistische Debatte über den «Zukunftsstaat» in den 1880er und 1890er Jahren. Höhepunkt war Anfang 1893 eine über mehrere Sitzungstage laufende Debatte im Reichstag, an der sich für die SPD August Bebel beteiligte.⁸⁰ Diese Debatten erfolgten in einer Zeit, in der «Zukunftsautoren» wie Jules Verne, H. G. Wells oder Edward Bellamys, dessen berühmtes Buch «Ein Rückblick aus dem Jahr 2000» (1888) übrigens Clara Zetkin (noch mit «K» geschrieben) ins Deutsche übersetzt hatte, Weltbestseller veröffentlichten.

Eines der bekanntesten Bücher zur Debatte erschien 1898 anonym. In den Neuauflagen nach dem Krieg wurde der Verfasser genannt: Karl Ballod, ein Nationalökonom.⁸¹ Dessen Auffassung, der Sozialismus setze sich technizistisch durch und der Staat habe mit einer entsprechenden Sozialpolitik für Gleichheit zu sorgen, lehnte die Sozialdemokratie ab. Interessant ist Ballod, weil Walter Ulbricht nach eigener Auskunft 1920 in Leipzig öffentlich nach einem Vortrag gegen dessen Thesen Stellung bezogen und den Sozialismus zuallererst als eine gesellschaftspolitische Aufgabe verteidigt haben soll.⁸² Ulbricht soll auch gesagt haben, «daß ohne die Diktatur des Proletariats die technischen Errungenschaften nur so weit eingesetzt würden als es den Kapitalisten, aber nicht etwa der gesamten Menschheit nützt».⁸³ In seinen unveröffentlichten Lebenserinnerungen berichtete Ernst Wollweber, dass er als Zwölfjähriger mit seinen Freunden heimlich in Broschüren zum Zukunftsstaat las, dabei «verstanden wir nichts oder nur wenig und waren trotzdem überzeugt, dass wir Sozialdemokraten seien».⁸⁴

Auf den SPD-Parteitag gab es nur wenige Debattenbeiträge dazu. Ohnehin ist es schwierig zu bestimmen, wie die Resonanz im Parteikörper und bei der Arbeiterschaft ausfiel. Die Debatten im «sozialdemokratischen Deutungskonzern» waren basis- und praxisfern.⁸⁵ Der Pragmatismus von Eduard Bernstein formulierte 1910 als Utopie: Die großen Vermögensunterschiede werden verschwunden, Bodeneigentum und Bodenschätze dem Privateigentum entzogen sein, es existiere ein Mindesteinkommen, Löhne werden öffentlich festgelegt. «So gehen wir einem Zeitalter entgegen, in dem eine weit durchgeführte Demokratie dem sozialen Leben einen starken genossenschaftlichen Charakter verleihen wird.» Sozialismus bedeute keine «Uniformierung des ganzen Lebens», aber «die Menschheit geht [auch] keinem Schlaraffenleben entgegen.»⁸⁶ Heilsversprechen waren um die Jahrhundertwende in der deutschen Sozialdemokratie nicht verbreitet. Wie Staat und Gesellschaft konkret evolutionär reformiert werden würden, «darüber schweigen sämtliche Programme sämtlicher sozialistischer Parteien».⁸⁷ Max Weber, der das 1918 in einem berühmten Vortrag sagte, war 1906 auf dem Mannheimer Parteitag der SPD zugegen und reiste völlig konsterniert ab: Er beobachtete hinter mit Getöse vorgetragener «revolutionärer Zukunftsmusik» vor allem ein «Gefühl völliger Ohnmacht».⁸⁸ Die Sozialdemokratie entwickle «eine fatale Liebe zum Staat».

Ferdinand Lassalle hatte in seinem «Arbeiterprogramm» (1862/63) gesagt, die «eigentliche sittliche Natur des Staats» bestehe in der «Erziehung und Entwicklung des Menschengeschlechts zur Freiheit». Der Staat müsse die vielen Einzelnen zu einer Gemeinschaft vereinigen.⁸⁹ Lassalle erweist sich hier als gelehriger Schüler Hegels, der in einem seiner berühmten Texte den Staat als «die Wirklichkeit der sittlichen Idee» bezeichnet, als «das an und für sich Vernünftige». Nur hier komme die Freiheit «zu ihrem höchsten Recht, so wie dieser Endzweck das höchste Recht gegen den Einzelnen hat, deren höchste Pflicht es ist, Mitglieder des Staats zu sein.» Die Vereinigung der Einzelnen zu einem Ganzen, verkörpert durch den Staat, «ist selbst der wahrhafte Inhalt und Zweck, und der Bestimmung der Individuen ist, ein allgemeines Leben zu führen; ihre weitere besondere Befriedigung, Tätigkeit, Weise des Verhaltens hat dies Substantielle und Allgemeingültige zu seinem Ausgangspunkte und Resultate».⁹⁰ Karl Raimund Popper veranlassten solche Einlassungen von Hegel zu der These, Hegel gehöre als Apologet des preußischen Staatsgedankens zu den theoretischen Vordenkern totalitärer Staatsmodelle.⁹¹ Durch Lassalle ist Hegels Staatstheorie, wie Dahrendorf zuspitzte, «in das Reisegepäck der Arbeiterbewegung» geraten. Die Sozialdemokratie war nicht autoritär, ihre Staatsvorstellungen durchaus.⁹²

So zutreffend die Einschätzungen Max Webers auch gewesen sein mögen, es änderte nichts an dem unaufhaltsamen Aufstieg der Sozialdemokratie. Als am

12. August 1900 einer ihrer Gründerväter, der am 7. August verstorbene Wilhelm Liebknecht, in Berlin zu Grabe getragen wurde, geschah dies in einer bis dahin beispiellosen Trauerzeremonie. Stundenlang ist Liebknechts Sarg durch die Straßen zum Friedhof gefahren worden, aus ganz Deutschland und vielen Ländern Europas waren Delegationen angereist. Eine solche Beerdigung wünscht sich jeder Kaiser, jeder König. Es war mit mindestens 100 000 Teilnehmern die größte sozialdemokratische Massenkundgebung, die Deutschland bis dahin gesehen hatte.⁹³ Franz Mehring hatte zum Jahreswechsel 1899/1900 geschrieben, was dieser Trauerzug zu verkünden schien: «Es wird ein Jahrhundert der Erfüllung sein, wie das neunzehnte Jahrhundert ein Jahrhundert der Hoffnung war.»⁹⁴

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de